8. Fallstudie Italienischbünden

Die vorhandene Forschungsliteratur zu Italienischbünden ist überschaubar. Neben Auseinandersetzungen mit der lokalen Sprache und Kultur der einzelnen Talschaften (vgl. z.B. Tognina 1967; Lardi & Semadeni 1994; Bianconi 1998; Agustoni 1996), wurde die soziolinguistische Situation Italienischbündens lediglich in zwei umfassenderen Studien untersucht (vgl. Picenoni 2008, Grünert et al. 2008). Auch zur spezifischen und von sprachlichen Herausforderungen geprägten Phase der Transition von der Oberstufe in die Mittelschule oder in die Berufslehre, in der ein Grossteil der jungen Erwachsenen erstmals ihre Talschaften verlassen und in die deutschsprachigen Zentren ziehen, sind bereits einzelne Untersuchungen publiziert worden (vgl. QGI Picenoni 2008, Todisco et al. 2020b). Während Letztere vorwiegend auf die Spracherfahrungen von Jugendlichen fokussierten, erweitert die hier vorliegende Studie den betrachteten biografischen Zeitraum, indem sie das Spracherleben junger erwachsener Italienischbündner*innen in den Blick nimmt. Dabei werden deren Erfahrungen und Deutungen auch im Zusammenhang mit dem Übertritt ins Studium oder in das Berufsleben erforscht. Des Weiteren stellt diese Studie eine noch nicht untersuchte Sprachgruppe ins Zentrum des Forschungsinteresses: junge mehrsprachige Erwachsene aus Italienischbünden, die mit einer weiteren Familiensprache neben dem Italienischen aufwachsen. Angesichts ihrer mehrsprachigen Repertoires interessieren dabei vorwiegend soziale Positionierungen und Zugehörigkeitskonstruktionen im Zusammenhang mit familiären Hintergründen, im Umgang mit Peers sowie in (aus)bildungsbezogenen Kontexten.

Anhand des erhobenen biografischen Datenmaterials soll herausgearbeitet werden, wie das Spracherleben die individuellen Handlungsspielräume der jungen Erwachsenen determiniert. Denn Sprache(n) und Sprechen kommt in solchen Verhandlungsprozessen eine subtil wirkende und subjektivierende Macht zu, welche die jungen Erwachsenen sozial positioniert und ihre *Agency* dadurch erweitert oder begrenzt. Mit der folgenden Präsentation von neun exemplarischen Fällen aus der Studie wird eine Annäherung an die angesprochene Komplexität machtbezogener Verhandlungen sprachlicher Praxis im spezifischen Kontext Italienischbündens versucht. Eingangs erfolgt jeweils die Vorstellung des angefertigten Sprachenportraits mit einer kurzen Darlegung soziobiografischer Anhaltspunkte zur Person und ihren Sprachen. Anschliessend folgt die Darstellung ihrer identitären (Selbst-)Verortung in Form einer verdichteten Gesamterzählung,

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

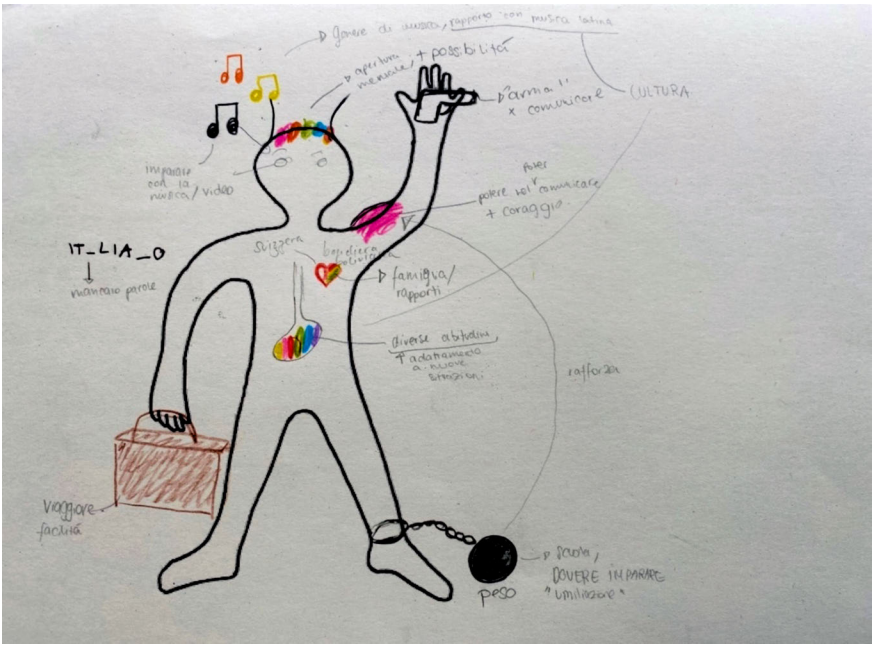
welche die Chronologie der Erzählstruktur beibehält. Grundlage hierfür bilden neben den originalen Audiodaten und deren Transkripten auch die kategorisierten Daten aus den in Kapitel 7.6 beschriebenen Positionierungs- und Zugehörigkeitsanalysen. Erzählpassagen, die auf besonders evidente identitäre Verhandlungen im Zusammenhang mit Sprache(n) und Sprechen verweisen, finden in Form von Originalzitaten Platz und sind in deutscher Übersetzung im Anhang nachzulesen. Im letzten, die Fallarbeit abschliessenden Interpretationsschritt werden die Erzählungen in Bezug auf die ihren Sprache(n) innewohnende Wirkmacht reflektiert. Letztere wird in dieser Arbeit – im Sinne eines Konglomerats aus Selbstverortungen und (Nicht-)Zugehörigkeiten – als resultierende sprachliche Handlungs(ohn)macht vorgestellt.

Neben den skizzierten Analyseschritten gilt es auf der Basis der Erzählungen und der verfassten Interviewprotokolle auch dem Verhältnis von Forschenden und Informant*innen Rechnung zu tragen, da dieses ebenso von machtvollen Zusammenhängen mitstrukturiert ist. Während die Autorin von einigen Informant*innen als Mitarbeiterin der Pädagogischen Hochschule Graubünden wahrgenommen wurde, die sich im Rahmen ihrer Forschungsarbeit für mehrsprachige Menschen oder für ihre bildungsbiografischen Erfahrungen interessiert, wurde sie von anderen eher auf ihre Verwurzelung mit Italienischbünden bzw. dem Puschlav angesprochen. Auch die in den Sprachbiografien hergestellten Bezüge zum eigenen Spracherleben präsentierten sich äusserst unterschiedlich. Zum einen verwendeten Interviewpartner*innen in der Erzählung dialektale Ausdrücke, um bestimmte Gefühle und Emotionen eingehender zu verdeutlichen. Dies impliziert, dass diese Interviewten der Autorin – ohne es sicher zu wissen – neben dem Italienischen auch sprachliche Kompetenzen im lokalen Dialekt attestierten. Zum anderen sprachen Interviewte der Autorin aufgrund der Puschlaver Herkunft ihrer Eltern einen gewissen Wissensvorsprung für dieses Tal zu, nahmen in Bezug auf die anderen drei Talschaften aber weitere talschaftsbezogene Explikationen vor. Gerade vor dem Hintergrund dieser situativen gegenseitigen Beeinflussung und eines aus einer Ko-Konstruktion hervorgegangenen Datenmaterials wurde im Anschluss an jede Fallpräsentation jeweils auch eine Kontextualisierung des Interviews hinzugefügt, die ebenso auf offensichtliche Momente während der Erzählung eingeht, in denen eine Interaktion zwischen Forschenden und Interviewten stattgefunden hat. Dabei wird lediglich auf die evidentesten Passagen eingegangen, da eine ausführlichere Analyse solcher Wechselwirkungen den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätte.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.1 Yvette – »*Il peso del tedesco*«

Abb. 20: Yvettes Sprachenportrait



Yvette wächst mit ihrem jüngeren Bruder und ihren Eltern in einem Dorf im Misox auf. Ihr Vater verbringt seine Kindheit und einen Grossteil seines Lebens selbst in diesem Tal und spricht mit den Kindern Misoxer Dialekt. Yvettes Mutter immigriert als 20-jährige Frau aus Bolivien ins Misox und spricht vorwiegend Spanisch mit der Familie. Die Eltern trennen sich während Yvettes Primarschulzeit und der zweisprachige Familienalltag verliert sich dadurch zugunsten des Italienischen, das ab diesem Zeitpunkt auch von der Mutter als primäre Umgangssprache übernommen wird. Die gesamte obligatorische Schulzeit verbringt Yvette im Misox. Mit 15 Jahren wechselt sie ans Gymnasium nach Chur, in dem sie einerseits in mehreren Fächern Unterricht auf Italienisch besuchen kann, andererseits aber auch mit einer vorwiegend deutschsprachigen Umgebung konfrontiert ist. Nach der Matura macht Yvette ein Zwischenjahr in Zürich und arbeitet als Abwaschhilfe in einer Kantine. Parallel dazu bereitet sie sich auf den Eignungstest für das Medizinstudium vor. Im Herbst 2019 wechselt sie den Sprachraum ein weiteres Mal und zieht für das Studium nach Fribourg.

8.1.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Yvette beginnt ihre Erzählung bereits mit einer zweigeteilten Beschreibung ihrer Familie(n). Sie führt aus, dass sie zwei Familien hat, mit denen sie einen unterschiedlichen Kontakt pflegt. Zur Familie mütterlicherseits, die in Bolivien lebt, hat Yvette dank ihrer

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Mutter, dem Telefon und den Möglichkeiten über die sozialen Medien seit jeher einen beständigen Kontakt. Yvette erzählt von mehreren Reisen nach Bolivien und davon, wie sie über die Jahre der bolivianischen Kultur nahe geblieben ist. Trotz der geografischen Entfernung fühlt sie seit jeher eine enge familiäre Zugehörigkeit, die es ermöglicht, sich trotz jahrelangem Nichtsehen nicht fremd zu sein. Bis Yvette 10 Jahre alt ist, spricht ihre Mutter zu Hause ausschliesslich Spanisch. Nach der Scheidung der Eltern und dem Dazustossen des italienischsprachigen Lebensgefährten der Mutter tritt Spanisch in den Hintergrund und der Familienalltag spielt sich vorwiegend auf Italienisch ab. Yvette betont an dieser Stelle der Erzählung, dass sie Spanisch weiterhin versteht und sich an die Wörter erinnert, sich aber schämt, diese Sprache zu sprechen, weil sie von sich selbst erwartet, mit einer spanischsprachigen Mutter diese viel fliessender sprechen zu können. Dies verweist auf eine von Yvette verinnerlichte normative Setzung, dass Nachkommen die Sprache(n) der Eltern beherrschen sollten. Ein Zusammenfallen von Sprachkompetenz und Identitätserwartungen also, die Yvette aus ihrer eigenen Perspektive heraus nicht erfüllt. Mit der Mutter spricht Yvette heute Italienisch, was sie selbst bedauert, denn damit verliert sie eine bedeutende Lern- und Übungsquelle für ihr Spanisch. Nur wenn sie gemeinsam in Bolivien sind und alle ausschliesslich Spanisch sprechen, fallen sie und die Mutter nicht ins Italienische zurück. Die Kommunikation zwischen Yvette und ihrer Mutter zeichnet sich daher eher durch eine situative Anpassungsleistung an die Umgebungssprache aus, als dass sie familiäre Sprachaneignungs- oder -erhaltungsfragen in den Vordergrund stellt.

Die Familie väterlicherseits lebt im Misox und der Vater spricht mit beiden Kindern Misoxer Dialekt. In diesem Zusammenhang folgt eine längere Passage in der Erzählung, in der Yvette über ihre Beziehung zum Misoxer Dialekt spricht. Sie erklärt, dass ihr Vater die einzige Person ist, mit der sie sich nicht schämt, Dialekt zu sprechen. Dass sie selbst immer beim Italienischen geblieben ist, erklärt sich Yvette mit der Präsenz des Spanischen in der Familie. Die Tatsache, dass sie mit ihrer Familie im Misox Italienisch sprechen muss und nicht auf den Dialekt zurückgreifen kann, geht für Yvette mit dem Gefühl einher, anders zu sein, nicht vollständig dazuzugehören. Sie versteht sich zwar – mit Verweis auf Mecherils Konzept sozialer Zugehörigkeit – auf formeller Ebene als vollwertiges Mitglied der Familie, kann hingegen aufgrund ihrer eingeschränkten Möglichkeiten im Dialektsprechen auf der informellen Ebene nicht von einer lückenlosen Zugehörigkeit ausgehen.

> »[…] parlare dialetto è come cantare una canzone che non so bene, no_ che vuoi, ma non puoi del tutto. Cioè sai le parole, sai che ce le hai in testa, ma non ti vengono fuori bene. Quindi evito, sai […], a me dispiace tantissimo questa cosa di non parlar dialetto. Perché appunto […] ai pranzi di famiglia loro parlavano tutti dialetto, parlavano dialetto tutto il tempo e io sono lì e dico la mia cosa in italiano, però mi sento quasi, non scema_ non saprei come dirti, però non del tutto inclusa. Solo che iniziare a parlar_ […] parlarlo dal nulla, mi sembrerebbe ancora più strano. […] tipo io, lo capisco benissimo e anche mi pesa un po' quando mi guardano, iniziano a parlarmi in italiano con quell'accento un po' da, sai parlano dialetto tutta la vita […]. Dunque appunto ti senti un po' escluso se non parli_ perché veramente è una lingua, anche se vi capite, sei fuori_ stoni nel contesto.« (Y:Z1)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Wenn ihre Verwandten sich Yvette auf Italienisch zuwenden, obwohl sie gewöhnlich Dialekt mit anderen Familienmitgliedern sprechen, betreiben sie – ohne Absicht – ein subtiles *Doing Difference*, das Yvettes Wirksamkeitsgefühle tangiert. Yvette wägt für sich das Übernehmen des Dialekts als mögliche Handlungsalternative ab, muss aber aufgrund ihrer habitualisierten Disponiertheit als Nichtdialektsprachige davon absehen und muss diese Positionierung als »besonderes« Mitglied der Familie annehmen. Lediglich mit ihrem Vater, bei dem sich Yvette offenbar bedingungsloser anerkannt fühlt, ist für sie diesbezüglich eine Transformation der diskursiven Ordnung in Bezug auf ihre Dialektsprachigkeit denkbar. Interessanterweise fühlt sich Yvette innerhalb ihres Freundeskreises diesbezüglich – im Unterschied zu den geschilderten Familiensituationen – nie anders als die Anderen. Dies begründet sie damit, dass im Misox in ihrer Generation nur noch wenige Menschen Dialekt sprechen und die Verwendung der Standardsprache Italienisch in dieser Alterskohorte der Normalitätsvorstellung entspricht.

Yvette bezeichnet das Misox in ihrer Erzählung als ihr Zuhause, in dem sie heute aber eher wie in den Ferien lebt. Nach Hause zurückzukehren bedeutet für sie, sich zu entspannen und keinen Stress zu haben. Für Yvette ist es zum Zeitpunkt der Erzählung aber unvorstellbar, längerfristig ins Misox zurückzukehren. Sie beschreibt das Misox als schönen Ort zum Aufwachsen. Aufgrund fehlender Karriereperspektiven kann sie es als möglichen Wohnort aber nicht mehr in Erwägung ziehen. Eine soziogeografische und emotionale Verbundenheit also, auf die Yvette für ihre Selbstverwirklichung aber nicht angewiesen ist.Ihr sei es nie schwergefallen, sich vom Tal loszulösen. Möglicherweise sei dies unbewusst auch dem Vorbild ihrer Mutter geschuldet, die ihr eigenes Zuhause ebenso als junge Erwachsene verlassen hat und nun ein »gutes Leben« im Misox führt. Yvette erzählt von einem persönlichen Denkwandel bezüglich des Spanischen, der sich bei ihr erst während der Sekundarschuljahre zugetragen habe. Dabei sei ihr bewusst geworden, was für ein grosses Glück sie hat, eine zweite Familie auf der anderen Seite der Welt zu haben und sich zu zwei unterschiedlichen Kulturen zugehörig fühlen zu können. Diese Argumentation lässt darauf schliessen, dass Yvette diese doppelte identitäre Eingebundenheit nicht seit jeher als schätzenswerte Komponente ihrer Persönlichkeit betrachtet. Erst im jugendlichen Kontext, in dem möglicherweise Interkulturalität und Mehrsprachigkeit als Ressource verhandelt werden, beginnt sich Yvette als diesbezüglich privilegiert zu erachten. An der Kantonsschule in Chur wählt sie aus diesem Grund Spanisch als Schwerpunktfach und misst dem Spanischen von diesem Zeitpunkt an wieder grössere Bedeutung zu. Um diese wiedergewonnene emotionale Verbundenheit zu bekräftigen, kehrt Yvette an dieser Stelle der Erzählung auf einen spezifischen Aufenthalt in Bolivien bei ihrer Grossmutter zurück, während dessen sie sich – ihrer eigenen Einschätzung nach – von der Angst, Spanisch zu sprechen, befreien konnte. Yvette vergleicht in der Erzählung ihre beiden *Kulturen* und konstruiert sie als sehr unterschiedlich. Zum Beispiel äussert sie, dass sie zu Hause – im Vergleich zu ihren Freund*innen im Misox – andere Dinge isst. Sie bemerkt, dass sie und ihre Familie manchmal auch andere Umgangsformen pflegen. Ausserdem spürt sie eine starke Verbindung zu lateinamerikanischer Musik, die so viel erzählen kann und viel mehr ist als nur Raeggeton. Für Yvette ist es gerade die Musik, die es ihr möglich macht, ihrer bolivianischen Seite nahe zu bleiben und sich deren Essgewohnheiten und Traditionen in Erinnerung zu rufen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] per me era normale, sai arrivavo a casa e c'era mia mamma e parlava spagnolo e era divertentissimo, perché io ero in fermata del bus e sentivi la musica a sballo, proprio musica latina […], dall'altra parte del paesino e arrivavo e c'era mia mamma che era lì a ballare e quello mi dava più gioia_ cioè vedere magari le mamme magari un po' più normali […], più normali del posto, più svizzerotte, però vedere mia mamma così era anche bello, no, vedere questa cultura. Cioè è un bel ricordo che mi è rimasto dell'infanzia, di quello. […] il rapporto che ho con la musica comunque ha influito tanto l'avere una mamma latina […], c'ho totalmente un altro rapporto della gente che qua ascolta la musica latina […], perché pensano solo al Reggaeton e io sono sempre: »No, è che c'è tanto altro dietro.« E quindi anche lì c'è, tipo, tutto un mondo a parte […].« (Y:Z2)

In dieser Interviewpassage konstruiert Yvette gewollt einen Teil ihrer Identität als solchen, der sie von anderen unterscheidet und sie über Komponenten, die sie auf positive Art und Weise mit der bolivianischen Kultur verbindet, mit einem zusätzlichen Privileg ausstatten. Für ihr Zwischenjahr nach der Matura ist Yvette zur Erhaltung dieses Privilegs absichtlich zu ihrer spanischsprachigen Tante nach Zürich gezogen, um das Spanische weiterhin pflegen und aktiv halten zu können. Ihre starke emotionale Verbindung zu Bolivien ist für Yvette aber nicht ausreichend, um sich selbst als Bolivianerin bezeichnen zu dürfen.

> »[…] dico spesso che mia madre è boliviana, cioè non dico mai di essere io, boliviana, perché non mi sento_ cioè so di avere la_ questa parte di cultura boliviana, però quasi per rispetto dei boliviani non dico di essere boliviana, perché non_ non sono cresciuta lì, non_ non sono boliviana. […], però ho sangue boliviano. Cioè c'è questa distinzione nell'essere boliviana e avere parte di te boliviana. […] sento di avere un forte rapporto con la Bolivia e di avere un'altra cultura, un altro paese, ma non sento di essere boliviana.« (Y:Z3)

Dieses Zitat verweist auf eindrückliche Weise auf das machtvolle Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt und dessen Wechselwirkungsprozesse. Yvette hat ihre abweichende Position innerhalb des diskursiven Raums Boliviens inkorporiert, indem sie für ihre eigene identitäre Selbstverortung von einer eingeschränkten Berechtigung ausgeht, sich selbst als Bolivianerin verstehen zu dürfen. Demzufolge darf sich als Teil der kollektiven Identität und als Bolivianer*in nur jemand definieren, der die Gemeinsamkeit des Aufwachsens in Bolivien teilt. Dass Yvette dazu nicht legitimiert ist, verdeutlicht sie auch mit der Erklärung, dass sie in ihrer bolivianischen Familie als *gringita*[1] bezeichnet wird. Gleichwohl ergänzt sie, in Bolivien wiederholt auch auf ihre gute Spanischkompetenz angesprochen worden zu sein. Ihr ungezwungener südamerikanischer Akzent habe den Leuten vor Ort sogar Anlass gegeben, bei ihr nachzufragen, ob sie einheimisch sei. Über ihre sprachliche Performanz im Spanischen also, die sie bei Bedarf sogar mit der legitimen lokalen Färbung versehen kann, sieht Yvette Möglichkeiten, ihre Handlungsspielräume zu erweitern und in ihrer persönlichen Positionierung als »Person mit boli-

1 Mit *gringo*/*gringa* werden im mittel- und südamerikanischen Raum Menschen bezeichnet, die nicht romanischer Herkunft sind. Der Zuschreibung liegt eine abwertende Konnotation inne, die auch eine sprachlich-kulturelle Abgrenzung hervorhebt.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

vianischem Blut« anerkannt zu werden. Eine positive Zugehörigkeitserfahrung, die für Yvette mit grosser Freude und Genugtuung verbunden ist.

An späterer Stelle der Erzählung schlussfolgert Yvette, dass Spanisch für sie eine Art Accessoire ist, das sie gerne trage, das ihr aber in ihrem italienischbündnerischen Kindheitskontext aufgrund des fehlenden Distinktionsprofits nicht viel gebracht habe. Von einer anders resultierenden *Agency* geht Yvette hingegen aus, wenn sie z.B. Deutsch als Familiensprache neben dem Italienisch gehabt hätte. Yvette bezeichnet Italienisch als ihre Sprache und als die Sprache, in der sie sich am besten ausdrücken kann und womit sie ihre individuelle Handlungsfähigkeit sichern kann. In Chur bleibt sie daher auch immer in ihrer italienischsprachigen »Blase« (*bolla degli italofoni*), wo sie sich in sicheren Anerkennungsverhältnissen bewegen kann. Diese bewusste Vermeidung von Kontakten, bei denen sie – aufgrund bisheriger biografisch bedingter Verinnerlichungen – möglicherweise mit neuen negativen Zugehörigkeitserfahrungen rechnen muss, begründet Yvette mit dem Argument menschlicher Bequemlichkeit, die einen dazu bewegt, sich lieber zu isolieren, als mit Anderssprachigen zu kommunizieren.

Wie wirkungsreich und dauerhaft solche biografischen *Sedimentierungen* sind, macht Yvette deutlich, indem sie erzählt, dass ihr Gleiches heute auch in Fribourg passiert. Dort verbringt sie die meiste Zeit mit den vielen Tessiner*innen. Aus diesem Grund ist es für Yvette in Fribourg einfacher zu sagen, dass sie Tessinerin ist, obwohl sie sich selbst als Bündnerin verstanden wissen will.

> »[…] tante volte è più facile dire ticinese, perché stare lì a spiegare che sei grigionese, ma che vieni da una valle italofona, non è così_, cioè è un po' uno sbatti come dicono i ticinesi […]. Però sì, cioè mi sento mesolcinese. […] qua che son tutti ticinesi, sono l'unica grigionese e: »Io sono grigionese, non sono ticinese come voi«. Però se proprio così, non è che mi pesa dover rinunciare al mio essere mesolcinese per un attimo. Cioè gli dico […]_ mi sembra quasi un po' estremo dover stare lì a ogni persona_ ovvio che se parliamo un po' di più glielo spiego […].« (Y:Z4)

Diese widersprüchliche identitäre Positionierung lässt sich wohl damit erklären, dass Yvette im sozialen Kontext mit den Tessiner*innen eher nicht von einer Konstruktion als Bündnerin profitieren kann. Lieber ist ihr, einfach als Italienischsprachige wahrgenommen zu werden und damit das »Zugangsticket« für diese Gruppe zu erhalten. Vor der Autorin als Forschende ist es ihr aber wichtig, ihre identitäre Zugehörigkeit als Italienischbündnerin zu verdeutlichen. Möglicherweise auch, um der angenommenen Erwartungshaltung, eine mehrsprachige Misoxerin zu sein, entsprechen zu können.

Yvette erzählt, dass ihr Leben grundsätzlich in einer Welt stattfindet, in der nicht ihre Sprache gesprochen wird. In einer italienischsprachigen Welt zu leben, sei gar nicht mehr Teil ihrer Wahrnehmung. Schon während der Schulzeit im Misox sprechen alle darüber, nach Chur gehen zu wollen. Sie erinnert sich, dass gerade die Aufnahmeprüfung an die Bündner Kantonsschule in Chur als besonders grosse Hürde im Tal verhandelt worden sei. Wegen des Deutschen gelinge es nur wenigen, die Prüfung zu bestehen. Yvette erzählt, dass sie es damals als persönliche Herausforderung gesehen und viel Mühe und Energie in die Vorbereitung der Aufnahmeprüfung investiert hat. Sie äussert an dieser Stelle auch, dass es wohl die beste Entscheidung für sie gewesen ist, nach Chur zu gehen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Während der Primarschule ist Deutschlernen für Yvette mit Freude verbunden, obwohl ihr schon damals aufgefallen ist, dass Deutsch ganz anders ist als Italienisch und es – im Vergleich auch zum Spanischen – viel schwieriger ist, sich die Wörter zu merken. Yvettes Sprachraumwechsel nach Chur ist daher zunächst mit grossen Schwierigkeiten für sie verbunden. Am Anfang traut sich Yvette nicht, ein Wort auf Deutsch zu sagen. Das Deutschsprechen ist immer mit der Angst verbunden, etwas nicht richtig sagen zu können oder es nicht zu verstehen.

> »[…] andando a Coira poi ho intrapreso anche la strada del tedesco, che io ho avuto molti bassi_ cioè io_ non mi piaceva il tedesco, non_ non riuscivo […] questo anche_ qua ho fatto un peso, il peso del tedesco, ha pesato tantissimo il dover essere in un ambiente tedesco, sapere che dovrei parlarlo. […] a Coira era una costante ansia a volte dover parlar_ a dover socializzare in tedesco, avere lì i tedeschi che ti parlano e fanno battute, non sai se era una domanda_ cioè questa situazione per me è proprio quotidiana […], che ti parlassero e »he-eee« e non sai cosa fare.« (Y:Z5)

Yvette formuliert hier auf eindrückliche Weise, wie Sprache(n) und Sprechen mit dem Gefühl von Handlungsohnmacht verbunden sein können. Ihre sprachlichen Ressourcen reichen im Churer Kontext nicht aus, um sich in sozialen Interaktionssituationen mit Deutschsprachigen zurechtzufinden. In diesem sozialen Raum, zu dem sie sich nicht zugehörig fühlt, sieht sich Yvette in Gesprächsmomenten gezwungen, sich tagtäglich machtlos ihrer Angst und ihrer Hilflosigkeit aussetzen zu müssen. Als wäre dies nicht schon belastend genug, wird in Yvettes Aussage ausserdem deutlich, dass auch eine diskursive, verinnerlichte Erwartungshaltung mitschwingt, eigentlich Deutsch sprechen zu müssen. Denn nur über ein regelmässiges Sprechen der Sprache kann sie sich aus dieser für sie desolaten Situation befreien. Lange Zeit findet sich Yvette nur mit Standarddeutsch zurecht. Erst im letzten Jahr vor der Matura beginnt sie zwischendurch ein wenig Schweizerdeutsch zu sprechen. Das Schweizerdeutsche hebt sie in ihrer Erzählung als zusätzliche sprachliche Hürde hervor. Sie bemerkt im Verlaufe der Zeit auch, dass Deutschschweizer*innen nicht gerne Standarddeutsch sprechen, und verinnerlicht das Gefühl, Schweizerdeutsch lernen zu müssen, um anderen nicht zur Last zu fallen.

> »Sembra quasi un insulto a_ non so come dire_ cioè parlare Hochdeutsch a uno svizzero-tedesco_ non so perché c'è questa cosa che non voglio pretendere da uno svizzerotedesco che mi parli Hochdeutsch, tipo non […] è la tua lingua, sono io che mi devo adattare, anche se all'inizio non capisco niente. […] cioè gli parlo Hochdeutsch, ma non pretendo che loro me lo parlino, perché so_ cioè io vedo che questo è quasi un peso per loro […] non è la loro lingua, cioè non lo so, non mi sembra, non è la loro lingua del cuore, perché è veramente diverso lo Schwizerdütsch e Hochdeutsch.« (Y:Z6)

Diese Erzählpassage verweist einerseits auf die machtvolle diskursive Situiertheit von Yvette in einem Kontext, in dem sie sich als Sprecherin einer Minderheitensprache anzupassen hat und zudem keinesfalls erwarten darf, dass man ihr mit Standarddeutsch entgegenkommt. Um den (Schweizer-)Deutschsprachigen nicht zur Last zu fallen, muss Yvette also eine doppelte Hürde überwinden: Sie muss einerseits die sprachliche Komfortzone des Italienischen verlassen und Deutsch sprechen und andererseits Schweizer-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

deutsch verstehen, denn die Anderen vermitteln ihr das Gefühl, dass das Sprechen der Standardsprache ihnen zuwider ist. Yvette erzählt auch von bestimmten Situationen in ihrem schulischen Alltag in Chur, in denen Mitschüler*innen Italienischsprachige als »*dumme Italos*« bezeichnen. Sie betont, dass sie sich selbst auch so definiert und damit dieser Bezeichnung unterwirft, da sie der Bewertung zustimmt, dass sie – ohne gute Deutschkompetenz – tatsächlich nicht gleich viel leisten kann wie die Anderen. Hier kommen daher *linguizistische* Differenzpraktiken zur Sprache, die für Yvette in Diskriminierungserfahrungen münden. Auch die Romanischsprachigen haben gemäss Yvette den Italienischsprachigen im Deutschen einiges voraus. Obwohl sich Yvette identitär deutlich von ihnen abgrenzt, bemerkt sie, dass im Kontext der Kantonsschule Chur über das geteilte Nichtdeutschsprachig-Sein eine engere Verbindung zu den Romanischsprachigen besteht.

> »[…] con loro però c'era comunque questo_ essendo in convitto ha fatto tantissimo, cioè lo stare in internato tutti assieme, cioè ti sentivi di non essere tedesco_ cioè di non essere tedescofono e parlare comunque la tua lingua madre diversa.« (Y:Z7)

Die Erfahrungen mit der deutschen Sprache lassen Yvettes Erzählungen nochmals zurück ins Misox kehren. Ab dem Zeitpunkt, an dem die deutsche Grammatik Einzug in den Schulunterricht hält, wird Deutsch für Yvette – und auch für alle ihre italienischsprachigen Mitschüler*innen – zu einer grossen Last. Yvette erklärt, dass unter Italienischsprachigen eine Art allgemeine Auflehnung gegen das Deutsch aufkommt. Eine Form von Gruppendruck, der dazu führt, dass niemand Deutsch mag und es somit unbewusst auch niemand lernen will. Als besonders belastend beschreibt Yvette die Situation im Ergänzungsfach an der Kantonsschule, in welcher die Klassen gemischt sind und der ganze Unterricht ausschliesslich auf Deutsch stattfindet. Alle Mitschüler*innen sind deutschsprachig und Yvette verbringt Stunden damit, Texte zu übersetzen, um den Unterrichtsinhalten folgen zu können. Yvette betont, dass es nicht das Fach an sich ist, das ihren Leidensdruck entstehen lässt, sondern die fehlende Sprachkompetenz. Prüfungssituationen im Ergänzungsfach assoziiert Yvette deshalb mit grosser Versagensangst.

> »[…] per esempio avevo biologia Ergänzungsfach ed è la prima volta che mi son confrontata veramente col dover sapere una lingua straniera e dover_ dovere saperla, perché sennò non capivo niente. […] lì soffrivo tantissimo […] sì c'erano degli esami_ tra che era tantissima roba […] e non era tanto la materia stessa che mi faceva soffrire […], era proprio il tedesco che non saperlo_ non_ cioè se tu non sai una parola, la leggi allora la concettualizzi subito in testa e ti rimane molto di più, invece la devi prima imparare a memoria, è un'ansia andare a quegli esami, ricordo, proprio assurda.« (Y:Z8)

Angstgefühle im Zusammenhang mit der deutschen Sprache bezeichnet Yvette als Preis, den sie dafür zahlen muss, um mit ihren Freund*innen in Chur eine gute Zeit verbringen zu dürfen. Denn Chur ist auch Treffpunkt aller Italienischsprachigen aus den vier Talschaften. Trotz der zahlreichen erzählten negativen Zugehörigkeitserfahrungen hebt Yvette an dieser Stelle die Zeit in der Bündner Hauptstadt als glückliche Jahre hervor und erinnert sich belustigt auch an sprachliche Differenzkonstruktionen zwischen den

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Italienischsprachigen selbst. Die Art, wie man spricht, der »Slang«, Akzente und dialektale Wörter unterscheiden sich deutlich voneinander. Yvette unterstreicht, dass sie sogar ihr eigenes Italienisch an die Art angepasst hat, wie Puschlaver*innen Italienisch sprechen. Grundsätzlich sieht sie mehr Ähnlichkeiten zwischen Puschlaver*innen und Bergeller*innen, die in ihren Talschaften beide mit einer – aus ihrer Perspektive – isolierteren Realität konfrontiert sind. Misoxer*innen erscheinen ihr durch die Anbindung ans Tessin anders, vielleicht städtischer zu sein. Yvette hebt aber hervor, dass in Chur, ungeachtet der talschaftlichen Unterschiede, alle als Italienischsprachige anerkannt werden. Dies lasse eine enge emotionale Verbindung zwischen Italienischsprachigen entstehen und bilde gleichzeitig das Selbstverständnis, Teil der Bündner *Italianità* zu sein, heraus.

Das Zwischenjahr in Zürich bezeichnet Yvette als ein für die Sprachen gut investiertes Jahr. Sie begründet das damit, dass der Lebenspartner ihrer spanischsprachigen Tante, bei der sie wohnt, Deutscher ist und sie mit ihm das »richtige« Deutsch sprechen lernen muss. Ausserdem helfen ihr die Vorbereitungen für den Numerus clausus und der deutschsprachige Arbeitsalltag in der Abwaschküche dabei, ihre fortwährend präsenten Hemmungen beim Deutschsprechen abzubauen und ihre Sprachkompetenz zu verbessern.

> »[…] la cosa divertente è che in realtà […] ero quella che lo sapeva parlare meglio, perché lì è pieno magari_ cioè di marocchini o così_ prendono tante persone aiuto cucina o Abwaschkuche o così_ io quindi con loro ho iniziato_ ti senti quasi più tranquilla a parlarlo, […], bene o male eravamo_ cioè io ero una delle poche Svizzere in realtà […], ma non parlavo tedesco, quindi era questo ambiente dove sì, si parlava tutti tedesco, ma non era la lingua di nessuno. […] è stato più facile per me, per parlare tedesco, ti_ ti vergogni di meno.« (Y:Z9)

Besonders interessant erscheint in dieser Interviewpassage, dass Yvette innerhalb dieses multiplen *natio-ethno-kulturellen* Raums der Abwaschküche, in dem niemand gut Deutsch spricht, eine tiefere Hemmschwelle beim Deutschsprechen erlebt. Dies ist wohl der Tatsache geschuldet, dass in diesem Kontext für Yvette ausnahmsweise nicht die Sprache die anerkennungsrelevante Differenzkategorie ist.

Selbst belustigt über diese Wandlung erzählt Yvette, dass sie es heute in Fribourg fast herbeisehnt, Deutsch sprechen zu dürfen, denn mit der französischen Sprache komme sie noch nicht zurecht. Manchmal – erzählt Yvette abschliessend – kommen im universitären Umfeld die altbekannten Versagensängste wieder hoch. Yvette betont aber, dass sie es heute anders erlebt als damals in Chur. Das Gewicht, das früher dem Deutschen zukam, nimmt heute eine neue Bedeutung ein. In Fribourg zwingt Yvette niemand, Französisch zu sprechen, denn sie kann es – dank dem Deutschen – ohne Schwierigkeiten vermeiden, Französisch sprechen zu müssen. Ihre Tessiner Freund*innen in Fribourg bewundern sie sogar dafür, dass sie so gut Deutsch spricht. Im Gegensatz zu ihr haben sie an der Universität grosse Mühe, den deutschsprachigen Vorlesungen zu folgen. Yvette versteht sich im Vergleich zu den Französischsprachigen mit ihrem sprachlichen Repertoire im Studium heute sogar als bevorzugt, denn sie spricht bereits mehrere Sprachen. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen, dass ein mehrsprachiges Repertoire eine Ressource im Leben darstellt, nimmt sich Yvette vor, auch wieder bewusst deutschsprachi-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ge Freundschaften zu suchen, um ihr Deutsch nicht zu verlieren. Französisch betrachtet Yvette als einen Neuanfang. Sie weiss, dass es damit wieder seine Zeit brauchen wird, und sie weiss gleichzeitig auch, dass, wenn sie sich nicht darum bemüht, sie es nie lernen wird.

> »[…] adesso bramo parlar tedesco, quando si parla francese. Cioè è una cosa assurda. Prima odiavo l'idea di dover parlar tedesco, mi metteva ansia, adesso non mi mette_ il francese non mi mette assolutamente ansia, cioè non_ non lo vivo male per nulla […]. […] ho fatto così tanta fatica a imparare il tedesco, adesso che lo so, mi ritrovo col francese […]. […], lo vedo come una cosa graduale, però so che se lo lascio andare, non lo imparerò mai […].« (Y:Z10)

8.1.2 Resultierende Handlungsmacht

In Yvettes Erzählung können viele Stellen ausgemacht werden, in denen sie selbst ausformuliert, wie sich ihre Erfahrungen mit Sprache(n) und Sprechen auf ihre Handlungsmöglichkeiten ausgewirkt haben. Beispielsweise erklärt Yvette, dass der Zwang, Deutsch sprechen zu müssen, mit einer grossen Belastung für sie einhergegangen ist und ihr oft das Gefühl gegeben hat, der Situation ohnmächtig ausgeliefert zu sein. Gleichzeitig sieht sie aber gerade in der Wiederholung ebendieses Zwangs auch neue Befähigung. Diese wiederholte Auslieferung an Situationen sprachlicher Überforderung geht für sie mit einem Abbau von Ängsten und gleichzeitig mit einem sprachlichen Kompetenzzuwachs einher.

> »[…] facendo questo anno sabbatico l'ho imparato molto molto meglio, perché ero costretta_ costretta a doverlo imparare, comunque devi comunicare […] e a furia di parlare e parlare l'ho imparato. E questo peso lo collego a questa cosa di sentirmi più forte_ cioè magari questo tirar dietro un peso, alla fine ti rende più forte, perché comunque è un peso che però ti […] impari la lingua e hai come un'arma in mano. Quindi mi sento veramente adesso_ perché posso dire di sapere parlare tedesco.« (Y:Z11)

Die fortwährende Last, die sie mit der deutschen Sprache verbindet – und die sie in ihrem Sprachenportrait mit der Fussfessel darstellt –, hat sie bestärkt und ihre Handlungsspielräume, z.B. im universitären Alltag in Fribourg, erweitert. Dieses Weitermachen nach bedrückenden und von Handlungsohnmacht geprägten Situationen interpretiert Yvette als neu gewonnene Stärke, die ihr heute das Gefühl vermittelt, im Alltag mutiger, offener, lernfähiger und vielseitiger sein zu können.

> »E ti togli anche questa paura, a furia di dover affrontare situazioni come a Coira, di_ all'inizio non riesci neanche a ordinare la coca-cola al bar e poi prendi coraggio. Penso proprio questo continuare alla fine ti fa diventare più aperto_ anch_ impari più facilmente. Quindi io, se vado in giro, diciamo a viaggiare mi rende più versatile. […] penso che comunque anche tutto questo passato con le lingue mi aiuta adesso a avere questa, magari, mentalità di voler imparare_ cioè sapere che non è impossibile imparare un'altra lingua e comunque funziona. […] boh, in fondo è un bel vantaggio avere 'sto bagaglio linguistico. Però alla fine non è_ […], sì, si può ammirare, ma non_ devo dire

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> che è stato veramente più fortuna, caso. E la sequenza di esperienze […]. Però mi fa sentire forte comunque, perché è bello. Cioè so che posso arrangiarmi con le lingue e quindi, sì.« (Y:Z12)

Die Tatsache, dass ihre Vergangenheit mit Sprache(n) bei ihr heute ein Gefühl von Befähigung und Empowerment hinterlässt, ist für Yvette der Abfolge glücklicher, zufälliger Lebenserfahrungen geschuldet. Heute kann Yvette dem Erlernen einer neuen Sprache und den damit einhergehenden Unzulänglichkeiten mit mehr Zuversicht entgegentreten. In ihrer Erzählung reflektiert Yvette aus heutiger Perspektive auch die Bedeutung ihres (selbst)konstruierten kulturellen Andersseins. Durch ihren familiären Kontext, der sich – wie sie schildert – von dem ihrer Peers im Misox unterscheidet, spricht sich Yvette eine mental offenere Haltung Neuem gegenüber und eine erweiterte Anpassungsfähigkeit zu. Sie reproduziert damit gleichzeitig auch erneuten Unterscheidungsraum und positioniert Menschen im Misox als unnahbar und verschlossener als sie.

> »[…] infatti qui nel disegno metto anche_ cioè nel cuore la famiglia e i diversi rapporti e anche nel_ collegato a diverse abitudini in generale, quanto io so adattarmi più facilmente a tante situazioni, rispetto magari ai miei amici o così, e io ho sempre avuto anche questa cosa, per esempio del cibo, magari a casa io mangiavo cose_ […], altre cose, che qua non si mangiano, o maniere_ e quello mi ha aiutato anche molto coll'apertura mentale. […] perché anche mia mamma, essendo_ lei è arrivata qua a vent'anni e ha sempre avuto_ in generale i miei genitori, devo dire che hanno una mente molto aperta, anche mio papà, uomo della Valle, che potrebbe essere molto più chiuso, ma mi ha sempre insegnato tipo_ cioè a essere aperta al nuovo.« (Y:Z13)

Yvette ist überzeugt davon, dass sie mit ihrem sprachlich-kulturellen Repertoire heute an vielen Orten der Welt allein zurechtkommen würde und von niemandem mehr abhängig sein muss. Trotz dieser für sie wertvollen neu eroberten Handlungsfähigkeit gibt es wirkmächtige Aspekte im Zusammenhang mit Sprache(n), die Yvette weiterhin oder erst in heutiger Betrachtung als einschränkend beurteilt. Der zwangsläufige Vorrang, welcher der jeweiligen Lokalsprache an Yvettes neuen Lebensorten zukommt, hat für sie z.B. auch einen Attritionsprozess in ihrem Italienisch evoziert. Das wird auch vor dem Hintergrund verständlich, dass Italienisch für Yvette heute nicht mehr die formale Bildungssprache darstellt, sondern vorwiegend als von *Codeswitching* und *Slang* geprägte Umgangssprache Verwendung findet.

> »[…] con tutto questo imparare le lingue ho notato che ho perso tanto in italiano_ cioè tante volte non mi vengono le parole in italiano e devo usarle in un'altra lingua_ cioè mi rendo conto che parlando, boh, dico le solite cavolate sai, uso lo slang, o proprio mi vengono in_ le parole in tedesco, o in generale questo insieme di lingue_ avevo già un po' una confusione_ ovviamente è molto più ordinato di prima, però sì.« (Y:Z14)

Als weiteren beschwerlichen Aspekt ihrer Mehrsprachigkeit fügt Yvette zudem den Umstand an, dass ihre Freund*innen ihre sprachlichen Kompetenzen manchmal ausnützen würden. Sie werde zum Sprechen vorgeschoben, damit die Anderen – wie sie früher selbst – der sprachlichen Herausforderung entfliehen können.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »Magari ti sfruttano un po' a_ i miei amici mi sfruttano abbastanza tanto con queste competenze […], è che io sono anche come persona più estroversa. Quindi non_ non mi faccio problemi a parlare con la gente, quindi anche lì, se c'è la possibilità di far parlare me, poi fanno parlare me, no […], col tedesco stessa cosa, lì i miei amici un po' se ne approfittano […].« (Y:Z15)

Abschliessend nimmt Yvette noch Stellung zur institutionellen Sprachpolitik der Bündner Kantonsschule. Sie schreibt der Schule einen adäquaten Umgang mit der kantonalen Dreisprachigkeit zu und wertschätzt die Führung rein italienisch- und romanischsprachiger Klassen als entgegenkommende und sinnvolle paritätische Lösung im Umgang mit der verschiedensprachigen Schülerschaft. Gleichzeitig beurteilt sie für die Entwicklung von Handlungsfähigkeit der Italienischsprachigen aber gerade dieses institutionelle Entgegenkommen als nicht nur positiv, behindert es doch den weiteren Ausbau der Deutschkompetenz.

> »[…] di mantenere […] questo trilinguismo a scuola, che comunque c'è. Cioè è la causa principale per cui non impariamo bene il tedesco, però in fondo in realtà è una buona cosa, perché tengono comunque su l'italiano […], per tenere l'italiano a scuola. Quindi cioè, è come dover rinunciare a qualcosa, per qualcos'altro.« (Y:Z16)

Als besonders vorteilhaft für die Bündner *Italianità* schätzt Yvette zweisprachige Klassen ein, in denen Deutsch- und Italienischsprachige gemischt sind. Die Italienischsprachigen profitieren so einerseits davon, dass auch das Schweizerdeutsche bereits von Anbeginn im schulischen Alltag präsent ist und ein damit hürdenfreieres Zusammenleben der Sprachgruppen gefördert wird. Parallel dazu entwickeln die deutschsprachigen Mitschüler*innen selbst eine so gute Italienischkompetenz, dass gegebenenfalls beide Sprachen im Dialog zur Verfügung stehen.

8.1.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Ich erhalte Yvettes Kontakt von Sabrina, die ebenso an der Studie teilnimmt. Als ich Yvette schreibe, ist sie bereits über die Studie informiert und bestätigt mir ihre Teilnahme. Im Juli 2019 schreibe ich ihr per Whatsapp, dass ich ihr Terminvorschläge für das Interview und einen Online-Fragebogen per E-Mail gesendet habe. Yvette und ich einigen uns darauf, das Interview am 23. November 2019 in Zürich zu führen. Als Yvette gegen 10 Uhr in meiner Wohnung ankommt, frage ich sie, da es ein Samstag ist, ob sie aufs Ausschlafen habe verzichten müssen. Yvette antwortet humorvoll, dass es schon früh für sie sei, aber es wohl Schlimmeres gebe. Ich mache Yvette einen Tee und wir sprechen über die Universität Freiburg, an der sie aktuell studiert und auch ich einige soziolinguistische Veranstaltungen besuche. Yvette erklärt mir, wo sie in Freiburg wohnt, und meint des Weiteren, dass das Medizinstudium anders aufgebaut sei als an der Universität Zürich. Ich frage sie, weshalb sie sich für ein Studium in Freiburg entschieden hat, worauf sie mir die Situation mit dem *Numerus clausus*[2] erklärt. Anschliessend erzähle ich Yvette,

2 Je besser die Prüfungsleistung ist, desto mehr Freiheiten bestehen bezüglich der bevorzugten Universitätswahl. Ich gehe aufgrund ihrer Schilderungen im Interview davon aus, dass Yvette lieber

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

worum es in der Studie geht, und bedanke mich bei ihr, dass sie sich diese Zeit für das Projekt nimmt. Während Yvette ca. 18 Minuten mit dem Sprachenportrait beschäftigt ist, treffen meine Forschungskollegin und ich Absprachen bezüglich der weiteren anstehenden Interviewtermine. Yvette erzählt von Anbeginn sehr viel und nimmt oft Bezug auf das Sprachenportrait. Sie spielt während des Sprechens mit den Farbstiften und ich überlege mir, ob die Geräusche die Aufnahme stören könnten bzw. ob ich Yvette darauf aufmerksam machen sollte. Um ihren Erzählfluss nicht zu unterbrechen und weil Yvette etwas angespannt auf mich wirkt, entscheide ich mich dagegen. Yvette möchte ihre Erzählung möglichst passend gemäss meiner Erzählaufforderung strukturieren. Sie beginnt mit Erinnerungen zu ihrer Kindheit und verliert danach kurz den Faden bzw. ist verunsichert, ob das, was sie gerade erzählt, dem entspricht, was wir hören wollen.

> »[…] dovrei raccontare più o meno sulla lingua e non in generale sulle cose?« (Y:Z17)

Ich versichere ihr, dass alles seine Richtigkeit hat, und versuche ihr mit nonverbalen Gesten wie regelmässigem Nicken und Lächeln ein angenehmes Gefühl zu vermitteln. Im weiteren Verlauf des Interviews kommen Yvette immer wieder Ergänzungen in den Sinn, die sie zu zuvor ausgeführten Lebensepisoden zurückkehren lassen. In den ersten Minuten der Erzählung oszillieren Yvettes Ausführungen zwischen Familienerinnerungen, der Primarschulzeit im Misox, Reisen nach Bolivien und Erfahrungen in der Kantonsschule hin und her. Das Sprachenportrait scheint Yvette immer wieder von Neuem Halt zu geben und löst zudem wertvolle Erzählpassagen in Bezug auf identitäre (Selbst-)Verortungen aus. Als ich beginne, Yvette Nachfragen zu stellen, wirkt sie gelöster und bringt sich immer wieder auch auf humorvolle Weise ins Gespräch ein. Ich frage beispielsweise bei Yvette nach, ob sie im Misox jeweils auf Dialekt oder Italienisch angesprochen werde. Diese Frage löst bei Yvette das Bedürfnis aus, mich ausführlicher über die gegenwärtige Realität im Misox zu informieren und diese den Gegebenheiten im Puschlav gegenüberstellen zu wollen. Yvette geht aufgrund meiner Frage möglicherweise davon aus, dass ich mir die Situation im Misox ähnlich wie im Puschlav vorstelle. Sie entschuldigt sich für ihre aufklärenden Ausführungen.

> »La_ in Mesolcina è molto diversa da Poschiavo, scusa [no, certo_] e in Mesolcina è veramente_ anche lì che non_ già proprio_ proprio anche il fatto per quello è che probabilmente non parlo dialetto, è proprio la mia generazione in Mesolcina pochissimi parlano giù dialetto, hanno perso tantissimo. […] Perché io so a Poschiavo, li senti anche solo a scuola, al liceo, parlano tutti dialetto fra di loro.« (Y:Z18)

Auch an späteren Stellen zieht sie mehrmals das Puschlav als Vergleichsgrösse zum Misox bei. Interessanterweise spricht Yvette das Bergell hingegen kaum an.

> »Mh_ eh quando, io non ricordo quando ho iniziato a sentire di Coira, perché probabilmente a Poschiavo inizi a sentirlo prima, perché da noi c'è_ è che ti chiedi proprio

in Zürich studiert hätte, aufgrund ihres Prüfungsergebnisses aber einen Studienplatz in Freiburg erhalten hat.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

alle medie: »Allora cosa farò? Voglio andare a studiare? Voglio andare a fare un apprendistato?« e avevo saputo di questa Coira […]« (Y:Z19)
»[…] il concetto di Schwizerdütsch è entrato proprio solo dopo_ cioè non ce l'hai prima, infatti tanti non sanno_ anche adesso in Ticino o in Mesolcina, pensano che è un dialetto come da noi, no. Boh, a Poschiavo è già diverso, però da noi il dialetto c'è, però c'è anche l'italiano. Lì pensano che c'è lo Schwizerdütsch, ma si parla tedesco.« (Y:Z20)
»Ma vabbè, coi_ coi poschiavini anche ho fatto_ ho un rapporto fantastico e con loro è divertente, perché adesso vedo la differenza_ cioè io parlo_ solo la differenza che hai in Ticino, no, tra Lugano e il Bellinzonese, vai nelle Valli e trovi proprio l'accento, lo slang, la maniera di parlare cambia tantissimo. In più io, andando a Coira, avendo poschiavini_ cioè tutte queste parole dialettali o questa maniera di parlare_ io ho cambiato tantissimo […], però ho sempre parlato italiano coi poschiavini o coi bregagliotti. Cioè, magari ogni tanto, per scherzare sparavo qualcosa in poschiavino, però non è che ce la facevo veramente […].« (Y:Z21)

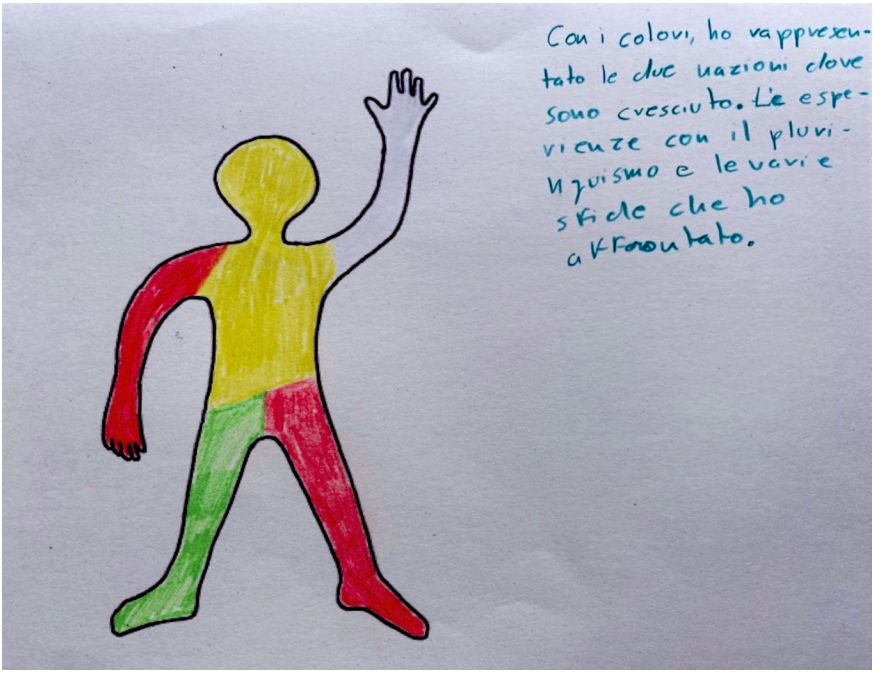
Die Kontrastierungen mit dem Puschlav sind einerseits sicherlich der Tatsache geschuldet, dass Yvette über meine familiäre Anbindung an das Puschlav Bescheid weiss und sich deshalb dazu veranlasst sieht. Es wäre aber andererseits ebenso denkbar, dass es in Yvettes Klasse in Chur mehr Puschlaver*innen als Bergeller*innen gab und sie deren Sprachsituation entsprechend besser kennengelernt hat. Eine weitere Interpretation wäre, dass sie die Verhältnisse im Puschlav ähnlich wie jene im Bergell einschätzt und deshalb der Einfachheit halber vorwiegend das Puschlav vorbringt, aber das Bergell dabei mitdenkt.

Das Interview mit Yvette dauert ca. 90 Minuten. Anschliessend trinken wir nochmals einen Tee und Yvette möchte wissen, was wir beide studiert haben und wie es dazu kommt, dass wir uns in dieser Studie engagieren. Wir geben ihr weitere Hintergrundinformationen. Danach reden wir noch ein wenig über Bolivien. Kurz bevor Yvette geht, kommen wir auch nochmals auf Freiburg zu sprechen. Yvette schlägt vor, dass wir uns mal auf einen Kaffee vor Ort treffen könnten.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.2 Riccardo – »*Palàdi sü la schéna*«

Abb. 21: Riccardos Sprachenportrait



Aufgrund befristeter Arbeitsverhältnisse der Eltern verbringt Riccardo die ersten Jahre seines Lebens jeweils während neun Monaten in der Schweiz in einem Dorf im Puschlav. In den verbleibenden drei Monaten des Jahres lebt die Familie in einer Stadt in Portugal. Die Familiensprache ist Portugiesisch. Die Eltern gehen einer saisonalen Arbeit im Bau- und Gastgewerbe nach. Mit Riccardos Eintritt in den Kindergarten verschiebt die Familie den Wohnsitz nach Italienischbünden und Riccardo kommt von diesem Zeitpunkt an mit der offiziellen Ortssprache Italienisch in Kontakt. Von Anbeginn spielt auch der regionale Dialekt eine Rolle in Riccardos Erfahrungen mit Sprache. Riccardo besucht die Primar- und die Oberstufe im Puschlav und wechselt für die Berufslehre zum Polymechaniker anschliessend in die deutschsprachige Region des Kantons Graubünden. Sowohl die Berufsschule wie auch sein Arbeitsumfeld sind während der ersten beiden Jahre der Berufslehre vorwiegend deutschsprachig. Für das dritte Lehrjahr zieht Riccardo zurück zu seinen Eltern ins Puschlav. Nach dem Lehrabschluss nimmt er eine Arbeitsstelle bei einem auf Medizinaltechnik spezialisierten Unternehmen in einer deutschsprachigen Region an, was für Riccardo mit einem erneuten Sprachraumwechsel verbunden ist. Während der Woche lebt Riccardo in der Nähe seiner Arbeitsstelle. Die Wochenenden verbringt er gewöhnlich im zweieinhalb Autostunden entfernten Puschlav.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.2.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Riccardos Erzählung beginnt mit seinen ersten Erinnerungen an ein Leben, das sich sowohl in der Schweiz als auch in Portugal abspielt. Dabei hebt er die Unterschiedlichkeiten dieser Länder hervor und spricht von einem Leben in zwei verschiedenen Welten.

> »Allora i primi nove mesi li passavo qua e parlavo sempre_ imparavo l'italiano e così o no e vivevo la cultura della_ di qua, di P., che è ben differente a quella di_ del Portogallo. E poi gli altri tre mesi andavamo in Portogallo e lì cambiava completamente. Era tutta un'altra lingua, e a me mi sembravano un po' come due mondi un po' diversi o no, perché ci sono due culture veramente diverse.« (R:Z1)

Wenn Riccardo über seine Kindheit spricht, beschreibt er Portugal als sein Zuhause, als Sphäre der Anerkennung, als einen Ort, wo seine ganze Familie lebt und man sich zum Spielen und Diskutieren trifft. Das Puschlav konstruiert er im Gegensatz dazu als diskursiven Raum, innerhalb dessen er mit Ausnahme seiner Eltern und eines Onkels keine weiteren Bekanntschaften hat. Riccardo erzählt, dass das Ziel seiner Eltern – wie bei drei Vierteln der portugiesischen Immigranten – hauptsächlich das Geldverdienen ist, um sich in Portugal ein Haus bauen zu können. Sie haben nicht vor, sich länger in der Schweiz niederzulassen. Mit Riccardos Eintritt in das obligatorische Schulsystem sieht sich die Familie gezwungen, während des ganzen Jahres in der Schweiz zu bleiben. Riccardo beschreibt dies als eine für ihn beschwerliche, von Nichtzugehörigkeit geprägte Zeit.

> »[…] però all'inizio non è stato facile, perché c'erano un po' di problemi sull'_ eh_ mi vedevano un po' diverso, perché parlavo un'altra lingua e loro sapevano solo_ i miei colleghi_ i miei compagni ne sapevano solo una, no. Allora mi separavano un po' dal gruppo e a me non piaceva, mi sentivo un po' triste, perché era quella cosa un po' da bambini, »Tu sai un'altra lingua, sei un estraneo per noi e ti lasciamo da parte«.« (R:Z2)

Riccardo beschreibt hier Prozesse der sprachlich-kulturellen Differenzherstellung durch seine Mitschüler*innen, die das Ablehnungsverhältnis markieren, innerhalb dessen ihm Zugehörigkeit zur Gruppe abgesprochen wird. Mit dem Schulstoff hingegen hat Riccardo keine grossen Schwierigkeiten, da Portugiesisch und Italienisch für ihn ähnlich sind und er von Anbeginn Unterstützung durch eine Förderlehrperson erhält. Riccardos Ausführungen thematisieren unmittelbar mehrschichtige soziale und sprachbedingte Exklusionserfahrungen im schulischen Kontext. Während ausserhalb der Schule alle den ortsüblichen Dialekt sprechen, fühlt sich Riccardo, der gerade noch Italienisch lernt, von seinen Mitschüler*innen ausgeschlossen.

> »[…] appunto a scuola, dopo che c'è stato quel problema, che non mi accettavano […], prima abitavo a S. […] e lì tutti parlavano poschiavino […] era proprio una legge […] o parli il poschiavino_ l'italiano, via, via via! Allora ho iniz_ ho imparato il poschiavino.« (R:Z3)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Riccardo lernt deshalb den regionalen Dialekt und erhofft sich über diese Anpassungsleistung grössere Akzeptanz bei seinen Mitschüler*innen zu erfahren. Er erzählt, dass soziale Anerkennung und Zugang zur Gruppe sogar entlang verschiedener Nuancen im Sprechen des Dialektes vergeben werden. Die Verwendung eines bestimmten dialektalen Wortes wird – innerhalb dieses geltenden sprachlichen Marktes – als spezifische herkunftsmarkierende Komponente verstanden, aufgrund derer schliesslich soziale Hierarchisierungen vorgenommen werden. Zur Durchsetzung und Legitimierung der einzig legitimen Sprache wird nicht lediglich eine Person ausgeschlossen, die (auch) eine andere Sprache spricht. Auch wer nicht diese ganz besondere Form dieser Sprache spricht, die als einzig legitime Sprachpraxis gilt, muss mit symbolischen sozialen Sanktionierungen rechnen.

> »[…] c'è un po' quella divisione tra Poschiavo e Brusio o, poi eh te che dici un_ una parola in dialetto di Brusio, che ti picchiavano_ solo per scherzo no, però c'è un po' quella divisione.« (R:Z4)

An späterer Stelle der Erzählung hebt Riccardo mit Stolz hervor, dass er mit Freund*innen aus dem Tal heute vorwiegend Dialekt spricht und er sich damit aus dieser unterdrückenden sozialen Situiertheit befreien konnte.

Mit portugiesischen Freunden im Puschlav spricht er hingegen weiterhin Italienisch oder Portugiesisch, weil diese nie Dialekt gelernt haben. Mit dieser Aussage eröffnet Riccardo ein neues hierarchisches Verhältnis, durch das seine portugiesischen Freund*innen, die im Unterschied zu ihm diese Anpassungsbemühungen nicht geleistet haben, in eine inferiorisierte Position hineingerufen werden. Ebensolche ungenutzten Anpassungschancen lassen nach Erachten der Autorin auch eine Verschiebung machtvoller diskursiver Ordnungen auf den individuellen Verantwortungsbereich hervortreten. Wer richtig dazugehören möchte, muss diesen Dialekt in all seinen Färbungen lernen und flexibel dem Ort und der Situation angemessen anwenden können. Verpasst man diesen Befreiungsschlag, so gilt es, sich mit der hierarchisierten Positionierung abzufinden, denn man hätte ja die (vermeintliche) Wahl gehabt, sich davon distanzieren zu können.

Riccardo positioniert sich in seinen Schilderungen wiederholt zwischen dem Puschlav und Portugal und erläutert seine Verbundenheit zu den beiden Sprachen, den Orten und den Menschen. In diesen Aussagen markiert Riccardo neben emotionalen Bindungen ebenso moralische Verpflichtungen.

> »[…] posso parlare un po'_ il legame tra queste due lingue, due paesi anche. […] Oggi […] vedo un po' la differenza e così tra se mi trovo qua o in Portogallo. Ho sempre voglia di tornare in Portogallo, perché c'ho lì la famiglia […], c'è la lingua che a me piace_ piace molto. Però mi trovo bene anche qui, perché son cresciuto qua, ho amici qua.« (R:Z5)

Riccardo erzählt, dass er heute versucht, möglichst oft nach Portugal zu gehen, weil er das Portugiesische sonst verliert. Er fühlt sich – im Unterschied zu seinem Bruder, der fast nur noch Italienisch spricht – immer noch sehr mit Portugal verbunden und pflegt aktiv den Kontakt mit seinen Verwandten in Portugal. Er betont dabei, dass ihm die Sprache seiner Eltern wichtig ist. Auch Fussballspiele schaut er ausschliesslich auf Por-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

tugiesisch und seine Herzensmannschaft ist *Lisboa e Benfica*, ein Fussballclub aus Lissabon. Im Puschlav sagt man ihm heute, dass er gar nicht Portugiese, sondern Schweizer sei, was sicherlich auch der Tatsache geschuldet ist, dass Riccardo sich über den Erwerb der Schweizer Staatsbürgerschaft auch mit einer formellen Mitgliedschaft ausweisen kann. Auf informeller Ebene stimmt Riccardo dieser Aussage aber nicht ohne Vorbehalt zu. Zwar ist das Puschlav das Tal, in dem er geboren und hauptsächlich aufgewachsen ist, und Italienisch die Sprache, die ihm am meisten Handlungsmöglichkeiten eröffnet hat. Damit verdeutlicht er, dass er sich biografisch auf den Zugehörigkeitsraum des Puschlavs eingelassen hat und sich damit in erster Linie als Puschlaver versteht. Trotzdem möchte er auch an einer deutlichen identitären Zugehörigkeit zu Portugal festhalten.

> »[…] boh, sì e no, perché ho le mie origini lì, però sono anche legato al mio paese, dei miei genitori, poi ogni anno cioè andiamo là con i miei genitori, è da quando sono nato che ci vado in Portogallo, praticamente le nostre vacanze son sempre state lì. […] potrei dire: »Boh, sono portoghese o no«, potrei_ boh, io sono portoghese, però dico: »No, son poschiavino«, perché son nato lì e son cresciuto lì e allora dico che son poschiavino. Poi se facciamo conoscenza dico: »Guarda, ho i genitori portoghesi« e allora ho origini portoghesi, sennò al primo impatto dico che sono poschiavino, sì.« (R:Z6)

Interessanterweise ergänzt Riccardo anschliessend, dass er die eben geschilderte identitäre Verortung in Portugal anders vornehmen würde.

> »E invece in Portogallo dico: »Sono portoghese, però vivo in_ sono emigrante«. […] Cambia un po' in Portogallo, perché, non so il perché, ma dico sempre che son portoghese, però vivo all'estero. Perché è la stessa cosa che dicono i miei geni_ […]. […] Se sono in Portogallo dico: »Guarda son portoghese, però ho_ abito_ vivo in Svizzera«.« (R:Z7)

Riccardos Erzählung bringt auch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen zur Sprache, mit denen er und seine Eltern sowohl im Puschlav als auch in Portugal konfrontiert sind. Dabei beschreibt er zuerst die soziale Situiertheit seiner Eltern durch andere im Puschlav. Anschliessend geht er auch auf persönliche Erfahrungen mit Diskreditierungen seiner Person ein.

> »Boh, in_ all'inizio […] di sicuro erano un po' discriminati in valle, perché diciamo che la valle di Poschiavo è ancora un po' chiusa mentalmente. […] »Ah, t'és al purtughés«, han detto in dialetto. »Tornate in paese« era sempre la tipica battuta che dicevano. »Vieni qui_ ta végnas chilò a laurà, a robà al lauréri« o no, dicevano così. […] ah, e a Poschiavo, non so se lo sai, c'è un po'_ il portoghese […] viene chiamato un po' »fodes« o no […], però tradotto in portoghese non vuol dire niente, è una parolaccia che in italiano vuol dire vaffanculo o fottiti. […] io un periodo proprio mi incazzavo […]. Diciamo che io sono una persona pacifista, non mi piace fare a botte e tento sempre il dialogo […]. C'è stato proprio un periodo che proprio tutti lo facevano e adesso hanno smesso, lo fanno solo quelli diciamo chiusi mentalmente, che non sono mai usciti dalla valle e sono un po' razzisti. E ce ne sono a Poschiavo di razzisti, uff, ce ne sono ancora troppi per il giorno d'oggi.« (R:Z8)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

In dieser Erzählpassage wird zum einen deutlich, dass die (Arbeits-)Migrationserfahrungen der Eltern nicht vergessen sind und damit auf subtile Weise auch eine Bedeutung in Riccardos Leben einnehmen. Des Weiteren verweist Riccardo auf eigene Rassismuserlebnisse, die zu dieser Zeit und in dieser Häufigkeit bei ihm Wut bzw. Aggressivität auslösen. Riccardo versteht Rassismus als Abwertungspraxis, die lediglich von mental verschlossenen Menschen angewandt wird, die aber im Puschlav nach wie vor präsent ist. Riccardo erzählt auch von einem Berufsbildner, der sich während der Lehrzeit über seine portugiesische Herkunft und Wesensart lustig macht. Bei manchen Sprüchen kann Riccardo selbst mitlachen, andere empfindet er als herabsetzend. Aus Angst, die Stelle zu verlieren, traut er sich aber nie, seinem Vorgesetzten etwas zu sagen.

Auch in Portugal ist Riccardos Familie mit sozialen Abwertungen konfrontiert, die den sozialen Zugehörigkeitsraum der Familie und deren Wirksamkeitserfahrungen weiter begrenzen.

> »E in Portogallo posso dire che c'è un po' di discriminazione tra i portoghesi che sono là e i portoghesi che sono qua. Hanno un po' di invidia dato che noi_ là diciamo che […] il salario minimo sono 600 euro, diciamo che è rubare. […] E appunto c'è un po' quella discriminazione o no […], perché noi torniamo là per_ i miei genitori tornano là per la malinconia, per il posto e arrivi là che ti sfottono […]: »Ah, venite qua con un ego della madonna, che lavorate là e siete pieni di soldi« e così.« (R:Z9)

Seinen Eltern schreibt Riccardo in der Erzählung zu, dass sie ihm und seinem Bruder nicht zu spüren geben wollen, dass sie ihre Heimat vermissen oder nostalgische Gefühle haben. Sie betonen eher, wie glücklich sie in der Schweiz sind und dass sie nun ein Haus und ein gutes Leben haben. Riccardo führt des Weiteren aus, dass der frühere offizielle Aufenthaltsstatus der Familie aufgrund einiger vergangener politischer Volksinitiativen bei ihm auch Gefühle der Angst, die Schweiz vielleicht irgendwann wieder verlassen zu müssen, hervorgerufen hat. Er betont, dass er selbst die treibende Kraft innerhalb der Familie war, sich in der Schweiz um Einbürgerung zu bemühen. Riccardo erzählt mit Stolz, dass er heute die doppelte Staatsbürgerschaft besitzt, was – wie bereits ausgeführt – nochmals verdeutlicht, welche Bedeutsamkeit Riccardo der formellen Mitgliedschaft für sein Zugehörigkeitsverständnis zumisst.

> »E posso dire che ho anche la doppia nazionalità, ho sia quella svizzera, che portoghese. L'ho fatta due anni fa, perché boh, diciamo che_ non è per convenienza, ma dato che son nato qua, penso che è d'obbligo averla e poi sono passate un paio di leggi un po' strane, che hanno chiuso un po', e allora abbiamo deciso: »Ah, è meglio farlo, no, che può succedere quel giorno che ci mandano via e voi siete cresciuti qua e adesso in Portogallo c'è un casino, c'è un po' di crisi e tornar là e essere abituati alla vi_ lo standard di vita qua e tornar giù in Portogallo non è facile« […]. […] allora ho iniziato a_ diciamo a continuare a stufare un po' i miei genitori di farla, perché io sono nato qua e non tornerò_ tornerò in Portogallo, ma in vacanza, non è che mi trasferisca a_ e allora hanno detto: »Ah sì, hai ragione« e ci han pensato un attimo e l'abbiamo fatta.« (R:Z10)

An vielen Stellen der Erzählung geht Riccardo auch auf Erfahrungen im Zusammenhang mit der deutschen Sprache und dem Leben im deutschsprachigen Umfeld ein. Er beginnt

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

in der Primarschule Deutsch zu lernen und betont, dass dies für ihn von Anfang an sehr schwierig ist. Die noch grössere Herausforderung mit dem Deutschen tritt für Riccardo während der Berufslehre ein, welche mit dem Umzug in die deutschsprachige Region und der ersten Begegnung mit dem Schweizerdeutschen einhergeht.

> »No, per me il tedesco è stato proprio, diciamo: »Una pala_ na palàda sü la schéna, sa dis« […]. […] i primi due anni li facevi a L. o no,_ allora lì all'inizio ho avuto un po' di fat_ […]. Tutto in tedesco, non avevi nessuno che parlava_ […], tipo tre o quattro mesi o così, è stato un po' difficile o no, farsi capire. E loro parlavano veramente in tedesco […] veramente veloce e tu sei abituato a parlare quel tedesco veramente piano […]. Poi c'era il problema del Svizzerdütsch, ancora in più […]. […] prima parlavano tutti Hochdeutsch, allora andava. Riuscivo a capirlo, però all'inizio è stato veramente difficile, mi facevo capire_ eh, mi salvavo, però tante volte non riuscivo a farmi spiegare, perché non ero abituato a parlarlo.« (R:Z11)

Schweizerdeutsch stellt in Riccardos Arbeitsalltag nach wie vor eine Erschwernis dar. Er muss die Leute bitten, Standarddeutsch mit ihm zu sprechen, damit er sie versteht. Die Deutschsprachigen konstruiert Riccardo als verschlossenere und weniger hilfsbereite Menschen als die Italienischsprachigen. Ausserdem erklärt er, werde man als Puschlaver in Chur schnell als Chaot angesehen, weil den Gymnasiast*innen aus den italienischsprachigen Tälern dieser Ruf anhaftet. Riccardo distanziert sich deutlich von diesem Bild, das Deutschsprachige von Italienischsprachigen in Chur haben, und eröffnet damit gleichzeitig ein Unterscheidungsverhältnis zwischen Italienischbündner*innen, die das Gymnasium besuchen, und solchen, die eine Berufslehre absolvieren.

> » […] qua no, prima ti vogliono conoscere, poi forse ti aiutano. […] diciamo che sono un po' chiusi, perché […], boh l'ho notato, invece no, gli italiani e i poschiavini se hai bisogno di qualcosa ti aiutano subito. […]. L'ho notato a fare amicizia con un collega di lavoro […] del mio stesso anno. C'era un bregagliotto […] che abbiamo fatto un corso per in sé conoscerci a Sursee, che ho detto, lui con me è stato subito come se lo conoscessi da anni, o no. Abbiamo subito iniziato a parlare e così, senza problemi e invece con quelli che parlavano la lingua tedesca c'è voluto ben un mese per iniziare a parlarci e salutare, perché proprio ci scartavano e dicevano: »Eh, sono poschiavini« […]. […] poi c'è quel problema di Coira […], se sei un poschiavino […], qua il poschiavino è un po' il casinista, che fa bordello e spacca tutto, no_ e non so, viene riconosciuto un po' così, perché ci sono tan_ un casino di poschiavini alla Kanti e c'è il Coro italiano, no_ e vanno giù alla Bierhalle e fanno solo casino, no. […] Io non sono così, però.« (R:Z12)

Trotz dieser Distanzierung trifft Riccardo gerne andere Italienischbündner*innen in Chur. Wenn sie untereinander sind, ist es unwichtig, ob man eine Berufslehre macht oder die Kantonsschule besucht. Jeweils am Donnerstagabend treffen sich die Italienischsprachigen aus den verschiedenen Tälern zum Ausgehen, man lernt sich kennen und es entstehen neue Freundschaften. Untereinander versteht man sich grundsätzlich sehr gut, aber manchmal kommt es zu Diskussionen, in denen die Talschaften gegeneinander ausgespielt werden. Neben den unterschiedlichen Dialekten geht es dabei entweder um die Jagd oder um den Sport. Riccardo hebt insbesondere ein Konkur-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

renzverhältnis zwischen Puschlaver*innen und Bergeller*innen hervor. Misoxer*innen seien weniger in diese Plänkeleien involviert bzw. man messe sich als Puschlaver*in weniger mit den Misoxer*innen.

> »[…] c'era un po' una sfida tra dialetti o no. […] dicevamo sempre che: »Varda c'al pus'ciavin, l'é al dialett migliùr e valtri fe_ al vòss al fa cagà«. Detto proprio in poschiavino, no. E loro dicevano la stessa cosa di noi. Però diciamo che tra poschiavini e mesolcinesi c'era meno sfida no, invece tra bregagliotti e poschiavini […]. Diciamo che è questione di calcio e anche hockey. […] Poi c'è anche un po' di sfida anche penso alla caccia. A me non piace la caccia […] a P. son tutti fanatici di caccia. […] io proprio, non me ne frega niente. Mangio la carne e basta.« (R:Z13)

Was die Diskussionen über die Dialektunterschiede betrifft, fühlt sich Riccardo mitspracheberechtigt, da er sich inzwischen als kompetenter Sprecher des Puschlaver Dialekts versteht, der die lokalen Verschiedenheiten kennt. Von Konkurrenzen, die hingegen die Jagd betreffen, kann sich Riccardo ohne Bedenken distanzieren, was die Vermutung nahelegt, dass er durch seine Nichtteilnahme an der Jagdpraxis keine Zugehörigkeitsrestriktionen fürchten muss, weil diese nicht Teil seines Zugehörigkeitsverständnisses ist.

8.2.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Riccardos Erzählungen sind eng an die Erfahrungen seiner Eltern geknüpft, die sich im Puschlav nicht willkommen fühlen. Als immigrierte Familie sehen sie sich verpflichtet, sich den örtlichen Gepflogenheiten anzupassen, um daseinsberechtigt zu sein. Seine primäre Herausforderung sieht Riccardo darin, sich mit den beiden in der Familie präsenten Welten Portugal und der Schweiz zurechtzufinden. Einerseits soll er ein Portugiese sein und das kulturelle Erbe der Eltern mit- und weitertragen, andererseits muss er sich als Kind im Puschlav ein eigenes soziales Umfeld aufbauen, ohne dabei auf grössere, bereits bestehende soziale Netzwerke der Eltern zurückgreifen zu können. Riccardo betont in seiner Erzählung, dass er sich seit jeher selbst zu helfen wissen muss, weil die Eltern ihn schulisch und in Bezug auf soziale Ressourcen nicht unterstützen können. Riccardo und seine Familie durchleben mit der Migrationserfahrung einhergehende Verschiebungen und Verfremdungen in ihren *natio-ethno-kulturellen* (Selbst-)Positionierungen und müssen diese in beiden Lebensrealitäten verteidigen und legitimieren. In Portugal wird von der Familie einerseits erwartet, dass sie sich – trotz eines hauptsächlich in der Schweiz verbrachten Lebens – nach wie vor als Portugies*innen verstehen oder zumindest den portugiesischen Nationalstolz weitertragen. Weil sie aber an Privilegien teilhaben, die mit einer Arbeitstätigkeit und einem Leben in der Schweiz verbunden sind, und sie bürgerliche Pflichten, wie z.B. Steuern zahlen, der Schweiz zugute kommen lassen, wird ihnen in Portugal nicht mehr dieselbe soziale Anerkennung und Wertschätzung zugesprochen. Das führt auch dazu, dass die Verwirklichung eines guten Lebens in Portugal sogar für Riccardos Eltern nur noch schwer vorstellbar ist. Im Puschlav hingegen beschreibt Riccardo Diskriminierungserfahrungen, die er während der Schulzeit einerseits aufgrund seines sprachlich-kulturellen Andersseins, aber auch

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

aufgrund körperlicher Merkmale erleiden muss. Er macht in seiner Erzählung deutlich, dass er solche verletzenden Herablassungen oft über eigene Anpassungsleistungen bewältigt, beispielsweise durch eine Gewichtsabnahme, durch das Lernen der legitimen Ortsprache mit all ihren Nuancen oder durch Übernahme von im Tal anerkannten Freizeitbeschäftigungen. Riccardo beschreibt im Zusammenhang mit der herabwürdigenden Bezeichnung »*fodes*«, der er im Puschlav eine gewisse Zeit ausgesetzt ist, auch einen Moment in seinem Leben, in dem er sich in der Situation aktiv gegen Entwertungen dieser Art auflehnen kann und dadurch zur Verschiebung diskursiver Grenzziehungen beiträgt. Riccardos Erzählung thematisiert an vielen Stellen persönliche Bemühungen, soziale Zugehörigkeit zu erwerben, die in seiner Biografie mit wiederkehrenden Widrigkeiten und Prekaritäten einhergehen und ihm immer wieder verdeutlichen, weshalb er den Ansprüchen des Kontextes (noch) nicht genügen kann. Riccardo lernt mehr als einmal in seinem Lebensverlauf, dass gerade das Sprechen der »richtigen« Sprache ihm zu mehr Anerkennung und Teilhabe verhelfen kann. Er schliesst dies aus seinen Nichtzugehörigkeitserfahrungen während der Kindergarten- und Schulzeit, die aus seiner Sicht dem Unvermögen geschuldet waren, gleich gut wie die Anderen Italienisch sprechen und verstehen zu können. Als eigentliche »Sprache der Zugehörigkeit« betrachtet Riccardo aber vorwiegend den lokalen Dialekt, dem ausserhalb der Bildungsinstitutionen in seiner Peergruppe zentrale soziale Anerkennung zukommt. Im Kontext der Hauptstadt Chur versteht sich Riccardo – anders als im Puschlav selbst – als Puschlaver. Eine identitäre Selbstverortung, die er damit legitimiert, heute wie die Anderen Dialekt sprechen zu können sowie im Tal geboren und aufgewachsen zu sein.Andere Gepflogenheiten, denen in den Talschaften ebenso gesellschaftliche Anerkennung zugesprochen wird, wie z.B. die Jagd, übernimmt Riccardo hingegen nicht. Wenn in Chur – über die Talschaften hinweg – Diskussionen darüber geführt werden, will Riccardo bewusst nicht mitsprechen, weil es ihn nicht interessiert. Inwiefern dies bei ihm dennoch ein Gefühl noch nicht vollständig erreichter Zugehörigkeit auslöst oder er es heute vielmehr als absichtliche und selbstgewählte Abgrenzung bewertet, lässt sich nicht abschliessend aus seinen Schilderungen lesen. Dass er sich heute aber weitgehend als anerkanntes Mitglied der bündnerischen Italianità versteht, verdeutlicht Riccardo mit Ausführungen zu gemeinsam verbrachten Abenden in Chur, die einige vorbehaltlose Freundschaften haben entstehen lassen, die er heute noch pflegt.

Den Sprachraumwechsel und die Herausforderungen mit dem Deutschen verhandelt Riccardo – mehr als die eigentlichen schulischen Hürden – ebenso in Bezug auf sprachlich-kulturelle Unterschiede, die ihm anfänglich den Zugang zur Gruppe verwehren. Den sozialen Ausschliessungsmechanismen im Zusammenhang mit seinem Nichtdeutschsprachig-Sein begegnet Riccardo aber nicht mehr erleidend – eine Haltung, die er an früheren Stellen seiner Biografie annahm –, sondern selbstbewusster. Er geht hierfür eher von einer geteilten Verantwortung mit den Deutschsprachigen aus bzw. erwartet ein gewisses Entgegenkommen ihrerseits, ihn als Sprecher einer gleichberechtigten Kantonssprache anzuerkennen und ihn bei der Bewältigung des deutschsprachigen Alltags zu unterstützen. Dieses Erleben einer nicht immer erfüllten Erwartung geht für Riccardo mit der Schlussfolgerung einher, dass Deutschsprachige weniger offen und hilfsbereit sind als Italienischsprachige. Er verdeutlicht dies auch in Erzählpassagen zu seinem Erleben mit dem Schweizerdeutschen, das Riccardo auch heute noch als restringie-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

rende Hürde sieht. Er muss in seinem Arbeitsumfeld darum bitten, dass man ihn mit Standarddeutsch anspricht, was sowohl von ihm als auch von den Deutschsprachigen, die grundsätzlich Schweizerdeutsch präferieren, als beschwerlich empfunden wird. Riccardo äussert am Ende seiner Erzählung auch die Sorge, nie ausreichend gut Deutsch zu lernen, da er einerseits sein Deutsch im dritten Lehrjahr aufgrund von dessen geringer Präsenz im Puschlav schon wieder verlernt habe. Andererseits erlebt Riccardo Chur als Zentrum, in dem mehrere Kulturen aufeinandertreffen und man migrationsgesellschaftlichen Verhältnissen grundsätzlich offener gegenübersteht. Dies geht zum einen mit einer grösseren Akzeptanz seiner Herkunft gegenüber einher. Zum anderen ist das multikulturelle und mehrsprachige Arbeitsumfeld für Riccardo aber auch mit der Konsequenz verbunden, dass er seine Deutschkompetenz nicht wie vorgesehen weiterentwickeln kann, weil er bei Bedarf auf die anderen ihm zur Verfügung stehenden Sprachen ausweichen kann. Riccardo kann in Chur davon profitieren, bereits früh in seiner Biografie mit zwei für ihn unterschiedlichen Kulturen konfrontiert gewesen zu sein. Das hat ihn nach eigener Ansicht offener und flexibler werden lassen und ihm die Möglichkeit gegeben, sich mit seinem sprachlich-kulturellen Erfahrungswissen erfolgreich im neuen Arbeits- und Lebensumfeld integrieren zu können.

Besonderes Gewicht in Riccardos Erzählung erhalten die Wertvorstellungen der Eltern und ihre Lebenserfahrungen im Puschlav und in Portugal. An gewissen Stellen tritt Riccardo auf sehr eindrückliche Weise für seine Eltern ein. Dies legt den Schluss nahe, dass er einige seiner Handlungsentscheidungen auch vor dem Hintergrund einer Art Dankbarkeitsverpflichtung ihnen gegenüber trifft, da sie ein schwieriges Leben auf sich genommen haben, um den beiden Söhnen das Bestmögliche zu bieten. Obschon Riccardo das Puschlav in seiner Erzählung als »Loch« bezeichnet, wo es für junge Menschen nichts zu tun gebe, äussert er gleichzeitig die Absicht, zurück ins Puschlav zu ziehen, um dort eine eigene Familie zu gründen. Diese Entscheidung ist – wie Riccardo selbst formuliert – der Tatsache geschuldet, dass die Eltern ein Haus im Puschlav für ihn und seinen Bruder gekauft haben, womit einem Leben im Puschlav neben einer emotionalen Bindung und moralischen Verpflichtung nun auch eine materielle Gebundenheit anhaftet. Seine heutige Mehrsprachigkeit, seinen authentischen Puschlaver Dialekt, seine doppelte Staatsbürgerschaft und den Besitz von zwei Häusern – eines in Portugal und eines in Italienischbünden – bewertet Riccardo als mühevoll erarbeitete, aber befähigende Ressourcen für sein Leben, die ihm heute einen Vorsprung gegenüber anderen geben.

8.2.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Über einen Kontakt meiner Cousine aus dem Puschlav, die selbst nicht an der Studie teilnehmen möchte, erhalte ich Riccardos E-Mail-Adresse und schreibe ihn bezüglich der Studie an. Riccardo schickt mir seine Telefonnummer und meint, dass es für ihn einfacher sei, wenn wir uns via Whatsapp kurzschliessen. Ich erkläre Riccardo, worum es in der Studie geht, und versuche, ihn als Teilnehmer zu gewinnen. Riccardo antwortet mir, dass er es sich während der Ferien überlege und sich wieder bei mir melde. Da ich bis Ende August nichts mehr von Riccardo höre, erlaube ich mir, mich nochmals bei ihm zu melden. Riccardo sagt zu und wir vereinbaren, uns am 3. Oktober 2019 in Chur für das Interview zu treffen. Riccardo erreicht das Haus meiner Forschungskollegin mit dem

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Auto. Er klingelt und fragt etwas nervös wirkend, wo er das Auto lassen darf. Ich begleite ihn zum Parkplatz. Dabei bemerke ich einen Kleber auf der Rückseite seines Wagens und erinnere mich, dass dies das Logo des Puschlaver Fussballvereins ist, in dem auch mein Cousin spielt. Ich spreche Riccardo direkt darauf an und er antwortet mir humorvoll mit: »*Eh, bisogna fare un po' di pubblicità!*« Obwohl diese Interaktion die Stimmung etwas auflockert, wirkt Riccardo sehr angespannt. Ich frage ihn, ob er etwas trinken wolle. Er verneint und wir gehen direkt in den ersten Stock. Ich erkläre ihm, worum es in der Studie geht und dass es mich sehr freut, dass er sich die Zeit nimmt, mir etwas über sich zu erzählen. Ich betone mit Absicht, dass alles, was er mir erzählt, für mich wichtig ist und es somit keine Einschränkungen gibt. Als ich ihm die Aufgabe zum Sprachenportrait erkläre, wirkt Riccardo nochmals verunsichert. Er schaut den schriftlich formulierten Auftrag lange an. Danach fragt er, ob er schon beginnen dürfe. Ich nicke und versuche ihm nochmals ein gutes Gefühl zu geben, in dem ich ihm versichere, dass es kein Richtig oder Falsch gebe, sondern er sich ganz frei fühlen dürfe. Mein Eindruck ist, dass Riccardo nicht so richtig weiss, was er mit der Silhouette anfangen soll. Meine Forschungskollegin und ich versuchen die Aufmerksamkeit mit einem einfachen Nebengespräch über einen Kindergeburtstag weg von Riccardo zu lenken. Riccardo lächelt und beginnt dann mit seiner Zeichnung. Nach ca. zehn Minuten informiert er mich, dass er fertig sei. Ich erkläre ihm, dass er das Sprachenportrait – wenn es ihm helfe – als Unterstützung für die Erzählung brauchen könne. Riccardo beginnt bei seiner Kindheit und geht rasch auf sehr persönliche Lebenserfahrungen ein. Er erzählt detailliert und ergänzt sich selbst immer mit Beispielen. Ich erfahre viel über seine Familie und sein Leben als »*Migrationsanderer*«. Auch meine Nachfragen generieren erneut längere Erzählpassagen.

In Riccardos Erzählung lassen sich mehrere Stellen ausfindig machen, in denen er mich direkt anspricht bzw. Bezüge zu unserer geteilten, gemeinsamen Herkunft herstellt. Im Verlaufe des Interviews wirkt Riccardo immer entspannter, er lehnt sich im Sessel zurück, verwendet eine »jugendlichere« Sprache und führt, nach dem ich ihm eine Nachfrage dazu stelle, auch Ausdrücke aus dem Puschlaver Dialekt in seine Erzählung ein. Riccardo verwendet die Redewendungen aus dem Dialekt oft als humorvolle Erzählelemente, um seine Ausführungen lebendig werden zu lassen bzw. mir damit verbundene Gefühle genauer vermitteln zu können. Möglicherweise möchte er damit auch unter Beweis stellen, dass er sich den Puschlaver Dialekt tatsächlich zu eigen gemacht hat. Hier einige Beispiele davon, die im Anhang dieser Arbeit sinngemäss übersetzt nachgelesen werden können.

> »Ah, t'és al purtughés […], ta végnas chilò a laurà, a robà al lauréri.«, »Ma tìrum sü li braghi«, »na palàda sü la schéna, sa dis«, »ah, non c'è niente, l'é an böcc«, »varda c'al pus'ciavin l'é al dialett migliùr e valtri fe_ al voss al fa cagà.« (R:Z14)

Im Verlaufe des Interviews kommt bei mir das Gefühl auf, dass Riccardo sich mit mir, als Person mit Puschlaver Wurzeln, auf freundschaftliche Art und Weise verbunden fühlt. Da Riccardo in seiner freien Erzählung bereits von sich aus auf viele Themen eingeht, kann ich einige meiner Nachfragen auslassen. Riccardos biografische Ausführungen dauern über 90 Minuten und als wir das Gespräch beenden und ich mich sehr für seine Bemühungen bedanke, sagt er: »*Trovo bellissimo che qualcuno si occupi di questo tema, potrei*

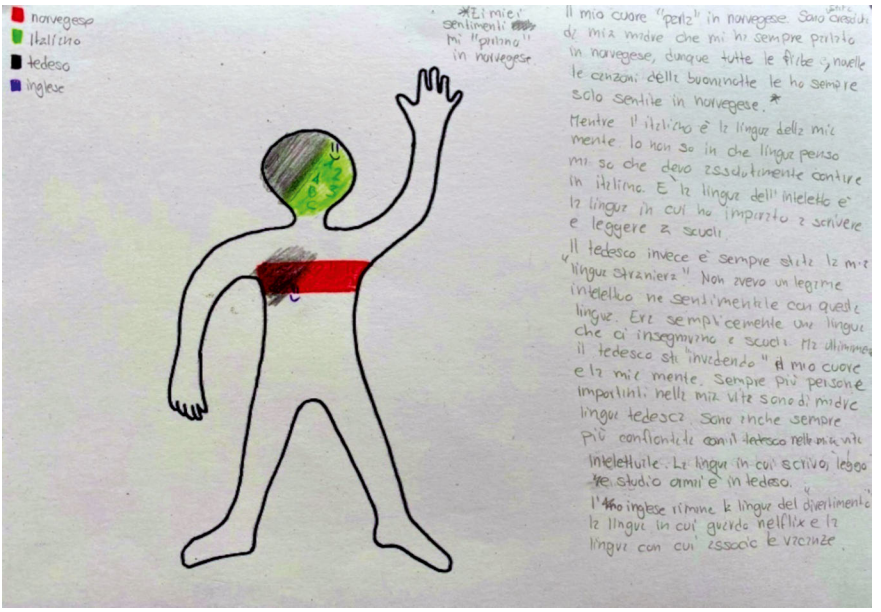
https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

raccontarti ancora molto di più«. Wir reden noch ein bisschen über gemeinsame Bekanntschaften und ich frage ihn nochmals, ob er nicht doch noch etwas trinken möchte. Er verneint. Auf dem Weg zur Haustür meint Riccardo, dass wir uns sicherlich mal in Poschiavo über den Weg laufen. Ich bestätige ihm, dass ich immer wieder im Tal sei, bedanke mich nochmals und verabschiede mich von ihm.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.3 Eleonora – »*Non voglio arrivare a un punto dove non parlo più né italiano, né norvegese*«

Abb. 22: Eleonoras Sprachenportrait



Eleonora wächst mit zwei Geschwistern und ihren Eltern in einem kleinen Dorf im Bergell auf. Bis zu ihrem sechsten Lebensjahr verbringt die Familie vier bis sechs Monate im Jahr in Norwegen. Erst als Eleonoras ältere Schwester in die Schule kommt, wird das Bergell zum Hauptwohnort der Familie. Eleonoras Mutter ist in Oslo aufgewachsen und spricht mit den Kindern ausschliesslich Norwegisch, während der Vater Italienisch mit den Kindern spricht. Die Kommunikationssprache zwischen den Eltern ist hingegen zuerst Englisch, dann Schweizerdeutsch. Eleonora besucht sowohl die Primar- als auch die Sekundarschule im Bergell und zieht anschliessend für die Mittelschulzeit nach Chur. Sie absolviert zuerst das Fachmittelschuldiplom und wechselt dann in die gymnasiale Abteilung. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sie sich im ersten Studiensemester der Rechtswissenschaften an der Universität Zürich.

8.3.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Auch Eleonora beginnt ihre Erzählung mit Erinnerungen an die eigene Kindheit, in denen Norwegen sehr präsent ist. Es ist vorwiegend die Mutter, welche die meiste Zeit mit den drei Kindern zu Hause verbringt und besonderen Wert darauf legt, dass sie Eleonora und ihren Geschwistern nicht nur die norwegische Sprache, sondern auch norwegische Lebens- und Denkweisen weitergeben kann. Eleonora erzählt, dass die Märchen, die Gute-Nacht-Geschichten, die Kinderlieder, die Fernsehsendungen, ganz grundsätzlich die

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Atmosphäre zu Hause für sie seit jeher sehr norwegisch geprägt gewesen sei. Bereits von Anbeginn konstruiert Eleonora über die sprachliche Hervorbringung von Differenz – im Vergleich zu anderen Familien im Bergell – eine deutliche identitäre Anbindung an ihr *Norwegisch-Sein* und verdeutlicht damit verschiedene Dimensionen ihres Zugehörigkeitsverständnisses. Sie verstärkt diese Selbstpositionierung mit der Erzählung von mehrmonatigen Aufenthalten in Norwegen im Haus der Grossmutter mütterlicherseits. Spannend erscheint dabei, dass Eleonora die Familien ihrer Mitschüler*innen im Bergell als »*Othering-Folie*« verwendet, um sich selbst bewusst als das von der Normalität Abweichende darzustellen.

> »Eh, però mi son sempre sentita molto legata comunque al fatto di essere norvegese. Andavamo ogni anno in vacanza in Norvegia, guardavo sempre ancora la televisione in norvegese e non ho mai guardato per esempio televisione italiana o quando magari altri bambini a scuola parlavano non so di che, serie tv o così, io tipo: »Bohh, non lo so«. E, boh, avevamo anche queste tradizioni un po' speciali della Norvegia, per esempio che noi festeggiamo Santa Lucia e mi ricordo che andavamo all'asilo e ci mettevamo le corone e queste cose qua e che gli altri bambini pensavano fosse strano, per me era una cosa normale. O che noi balliamo attorno all'albero di Natale, tutte ste cose qua, che io da piccola magari non capivo che era diverso dagli altri […].« (E:Z1)

Dies lässt darauf schliessen, dass Eleonora darum von diesem identitären Anderssein – das sie als Kind nicht wirklich wahrnimmt – erzählt, weil sie es heute als Privileg versteht und erhalten möchte. Mit dem Eintritt in die Schule nehmen sowohl die italienische Sprache als auch die im Bergell aufgebauten Freundschaften eine immer grössere Bedeutung in ihrem Leben ein und es kommen neben Norwegen auch andere, neue Ferienorte für Eleonora infrage. Dies markiert eine emotionale Annäherung an ihre Bezugspersonen im Bergell, die auch andere Reiseziele vorschlagen. Im schulischen Leistungskontext hebt Eleonora aber wieder die Ressource ihres anderssprachigen Hintergrunds hervor, der ihr ein einfacheres Lernen sowohl mit dem Deutschen in der Primarschule als auch mit dem Englischen in der Sekundarschule ermöglicht. Der erste »Schock« mit der Sprache tritt für Eleonora mit dem Wechsel nach Chur ein, wo alle nur Schweizerdeutsch sprechen. Eleonora wird als einzige Italienischsprachige in eine vollständig deutschsprachige Klasse eingeteilt und erinnert sich, dass sie anfangs nichts versteht und nur noch zurück ins Bergell will.

> »Mi ricordo tutta l'estate che volevo come se passasse per iniziare a Coira, per essere_ per sentirsi adulti, venire a Coira che bella cosa, una città e così e mi ricordo il primo giorno di scuola […], alcuni magari si conoscevano già proprio di Coira o comunque Thusis e così e tu eri tipo: »Boh_« e poi provavi magari a parlare con qualcuno ed era strano perché ti rispondevano comunque in Svizzerdütsch ed eri tipo: »Okay_«, e ricordo […] volevo solo andare a casa, perché […] facevo molto fatica a capire perché comunque ci sono tutti questi Fachbegriffe […], sì mi ricordo che_ o anche tanta paura di non passare, che leggevo magari lo stesso foglio tipo venti volte, proprio capirlo e stavo là a tradurre tantissimo e mi ricordo che era stata dura_ che non mi piaceva proprio. […] Poi anche ti vergognavi magari che_ o che facevi errori, che non è grave, però magari_ non ti diri_

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> non ti deridevano, però comunque dicevano: »Oh, che carina, non si dice così«, no_ e tu ti sentivi sempre: »Non è carino! […].« (E:Z2)

Diese Textpassage enthält einerseits den Verweis auf diskursive Verhandlungen im Zusammenhang mit Prozessen des Erwachsenwerdens, die in Eleonoras Bergeller Jugendkontext – über das Verlassen des Elternhauses – mit dem Wechsel in die Kantonshauptstadt Chur in Verbindung stehen. Andererseits spricht Eleonora hiermit auch bedeutende negative Zugehörigkeitserfahrungen an, die sich zum einen in für sie erschwerten schulischen Umständen zeigen und Versagensängste auslösen. Zum anderen geht es ebenso um die *diskursive Anrufung* in eine erbarmungswürdige soziale Position »*Oh, che carina_«*, die Eleonora zwar vehement zurückweist, aber ihren sprachlichen Umständen nach ohnmächtig annehmen muss. Erst einige Zeit später, mit einer Einladung zu einem Fest des *Coro italiano*, realisiert Eleonora, dass in der Stadt auch viele andere Italienischsprachige leben, was ihre Einsamkeitsgefühle schmälern kann.

Während dieser Zeit in Chur sei – wie Eleonora erzählt – auch erstmals die Frage aufgeflammt, ob sie nicht wie ihre Schwester nach Norwegen ziehen solle. Eleonora konstruiert ihre Schwester dabei als persönliches Vorbild, dem sie immer schon nacheifert, weshalb sie auch für sich selbst über längere Zeit in Erwägung zieht, in ein Gymnasium nach Norwegen zu wechseln. Eleonora entscheidet sich aber, in Chur zu bleiben, holt dort die gymnasiale Maturität nach und beginnt – obwohl sie als Kind immer Primarlehrerin werden wollte – anschliessend ein Studium der Rechtswissenschaft in Zürich. In diesem Zusammenhang kehrt Eleonora auch wieder zu ihrer Beziehung zur deutschen Sprache zurück. Schweizerdeutsch habe im Verlaufe ihres Lebens eine immer grössere Bedeutung eingenommen und sowohl das Italienische wie auch das Norwegische je länger, je mehr in den Hintergrund treten lassen. Eine Wandlung, die sie über die Äusserung einer starken emotionalen Verbindung zu deutschsprachigen Menschen als heute für sie wichtigste Menschen in ihrem Leben verständlich werden lässt.Obwohl Eleonora diese emotionale Verbundenheit mit den Deutschsprachigen fühlt und ihr Mitgliedschaft und Partizipation in diesem Zugehörigkeitsraum zugestanden werden, gesteht sich Eleonora – gemäss ihrem eigenen Zugehörigkeitsverständnis – nicht zu, ihr identitäres Selbstkonzept auf ein Deutschsprachig-Sein zu erweitern. Denn dafür müsste sie sich auf Deutsch gleich gut wie die deutschsprachigen Anderen ausdrücken können. Die nachfolgende Textstelle zeigt nach Erachten der Autorin auf repräsentative Weise auf, was sich unter situativer *Identitätsarbeit* oder auch *acts of identity* verstehen lässt und wie stark Eleonora Sprache als identitätsstiftende Dimension betrachtet.

> »[…] adesso sono qua e la cosa che mi piace di più della mia vita è che prima era tanto norvegese e tanto italiano, anche tutti i miei amici erano tutti_ parlavamo tutti italiano, ascoltavamo musica italiana e inglese e non ascoltavamo mai musica tedesca e così, invece adesso alla fine le persone più importanti nella mia vita par_ son tutti di madre lingua tedesca ed è_ […], sì a volte mi accorgo che magari vuoi dire qualcosa e che magari non pos_esprimo al cento per cento come voglio io, perché non è comunque la_ la mia lingua. Però mi accorgo sempre di più che anche quando parlo l'italiano e così con i miei amici, mi accorgo sempre che a volte ti mancano magari quelle parole o così perché alla fine adesso leggi all'università tantissimo solo in tedesco, Netflix guardo in

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> inglese e sì anche il norvegese alla fine magari ci vado una volta all'anno, però non è più la stessa cosa […].« (E:Z3)

Während dieses situativ hergestellten identitären Suchprozesses muss Eleonora sich eingestehen, dass ihr auch auf Italienisch manchmal die passenden Worte fehlen, um Dinge genauso sagen zu können, wie sie es möchte. Diese Einsicht führt sie schliesslich – als quasi letztmögliche identitätsstiftende Instanz – zum Klärungsversuch, ob das Norwegische hier befreiend eintreten kann. Obwohl Eleonora mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern weiterhin hauptsächlich Norwegisch spricht, merkt Eleonora bei Reisen nach Norwegen, dass es nicht mehr das Gleiche ist. Die Erzählstelle ist insofern beeindruckend, als sie Eleonora trotz ihres so vielfältigen sprachlichen Repertoires hier auf subtile Art und Weise nahezu als sprach- oder identitätslos hervortreten lässt. Mit so vielen Sprachen gleichzeitig umgehen zu müssen, konstruiert Eleonora als emotionalen *Overload*, der im Bedürfnis mündet, sich identitär wieder zuordnen zu können. Wie herausfordernd es sich für Eleonora darstellt, sich überlagernden Zugehörigkeiten stellen zu müssen, macht sie weiter deutlich, indem sie erzählt, dass – seit ihr Bruder und sie nach Chur gezogen sind – die Eltern mit ihnen manchmal – wenn sie am Wochenende ins Bergell zurückkehren – Schweizerdeutsch sprechen. DieseTatsache ärgert Eleonora, weil die Familiensprachen gemäss ihrem familiären Zugehörigkeitsverständnis Norwegisch und Italienisch sind.

> »[…] mi sono accorta che da quando io e mio fratello siamo a Coira e torniamo a casa e a volte loro parlano_ parlano con mio fratello e con me Svizzerdütsch, allora io quasi mi arrabbio, perché dico: »No, noi parliamo a casa italiano e norvegese, perché non voglio perdere quella parte di_ sì.« (E:Z4)

Ihrer identitären Bedrängnis begegnet Eleonora in der Interviewsituation mit einer weiteren von Wehmut erfüllten Passage zu einer möglichen Rückkehr nach Norwegen, die sie mit ihren Kindheitserinnerungen verbindet. Darüber stellt Eleonora für sich wieder eine wohltuende imaginierte Zugehörigkeit her, die ihrem Selbst situativ auch wieder zu einem Zuhause verhilft.

> »[…] è un po' un senso come di arrivare a casa, perché non lo so, per esempio solo l'odore che c'è all'aeroporto, che tu senti_ pensi: »Oh, casa!« o perché io sono cresciuta […] sì, in Svizzera, però tutta l'atmosfera, tutte le cose erano come norvegesi e che non riesco a legare con qualcuno a parlare delle_ dei ricordi della mia infanzia […], perché non ho quella parte di italiano in me, o tedesca, e dunque quando arrivo là e incontro persone, poi parli della stessa cosa o della hit che c'è stata quest'estate e così e riesci a legare. Dunque per me la Norvegia rimane come casa. Anche quest'anno ho pensato di magari tornare su a fare l'università […].« (E:Z5)

In dieser Sehnsucht nach einem Ort, an dem sich Eleonora richtig zugehörig fühlen kann, flammt bei Eleonora auch der Wunsch wieder auf, erneut für eine bestimmte Zeit in Norwegen leben zu wollen. Die rationale Abwägung eines solchen »Fluchtplans« führt Eleonora in der Erzählung aber wieder zurück auf den Boden der Realität. Sie ist sich sicher, dass sie aufgrund der Sprache und des anders funktionierenden norwegischen

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Bildungssystems Nachteile für den Eintritt in die Universität hätte. Ausserdem sei es in Norwegen nicht mehr wie früher, als sie alle gemeinsam noch im grossen Haus der Grosseltern wohnten.

> »[…] mio nonno aveva costruito una grande casa e mia mamma è cresciuta in questa casa e così, e poi quando mio nonno è morto hanno diviso la casa che mia nonna viveva come nell'appartamento sotto e mia zia con la sua famiglia sopra. E poi però, sette anni fa, mia nonna si è risposata e lei è andata via da questa casa, l'ha presa interamente mia zia […]. E adesso mia, tra_ due anni fa, mia zia ha venduto la casa e adesso vivono tutti in appartamenti un po' piccoli, dunque quando noi veniamo, […] stiamo un po' da mio zio, poi da mia zia e da mia nonna, oppure andiamo in albergo, dunque anche questo è uno dei motivi per cui non andiamo più così tanto, perché non è che è la stessa cosa, perché prima avevi come il tuo appartamento e era anche bello festeggiare il Natale e così. Invece adesso ci si sente un po' come un intruso […]. […] perché ti lega proprio quella casa, come sì da bambina, eh sì.« (E:Z6)

In diesen Ausführungen wird einerseits ersichtlich, dass sich Zugehörigkeiten – neben menschlicher Verbundenheit – auch über emotionale Anhaftungen an materielle Objekte wie das Haus der Grosseltern ergeben können. Andererseits kommt darüber auch die Veränderlichkeit solcher Beziehungen zur Geltung. Eleonora qualifiziert ihr Verhältnis zu diesem einst für sie so wichtigen Haus als nicht mehr gleichwertig. Durch diesen von ihr vorgenommenen »Akt der symbolischen Bezeichnung« ist das damalige Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl verblasst und konfrontiert Eleonora aus heutiger Perspektive vielmehr mit der Frage, ob sie überhaupt noch willkommen ist. Auch ihre Beziehung zum Bergell hat sich verändert, wie Eleonora in ihren weiteren Ausführungen verdeutlicht. Während sie zur Anfangszeit in Chur noch jedes Wochenende zurück ins Bergell kehrt, dort alle ihre Freund*innen hat und sich auf ihre Familie und ihr Zuhause freut, geniesst sie im Verlaufe der Zeit die erweiterten Möglichkeiten des Lebens in der Stadt, freundet sich in Chur mit ihren Mitschüler*innen an und verzichtet immer öfters – auch aufgrund der langen Reisezeit – darauf, ins Bergell zurückzufahren.

Im Zusammenhang mit dem Aufbauen von Freundschaften in Chur verhandelt Eleonora ihr sprachliches Repertoire wieder als Ressource. Sie positioniert sich diesbezüglich als »Sonderfall«, denn während Italienischsprachige normalerweise in ihrer eigenen Sprachgruppe bleiben, kann sie Freundschaften sowohl mit den Italienisch- wie auch mit den Deutschsprachigen aufbauen.

> »[…] io son sempre_ c'ho sempre avuto le amiche tedesche, le amiche italiane e riuscivo anche per esempio quando avevo compleanno a invitarle tutte e due assieme, perché tante volte è un po' difficile […]. […] e ci andava bene, però mi accorgevo di essere un po' un caso speciale, perché le_ le mie altre amiche italofone, volevano solo feste solo con italo_ cioè non legavano così tanto con i tedeschi come facevo io […].« (E:Z7)

Eleonoras sprachlicher Habitus ermöglicht ihr, dabei sogar als Verbindungsglied zwischen den beiden normalerweise »inkompatiblen« Sprachgruppen zu wirken. Dass es ihr darüber ausserdem möglich ist, sprachliche Herausforderungen im Zusammenhang mit (Schweizer-)Deutsch einfacher zu überwinden, konkretisiert Eleonora auch in der

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Zugehörigkeitsverhandlung ihrer besten Freundin, die in Chur aufgewachsen ist und mit der sie lediglich Schweizerdeutsch spricht. Eleonora hebt einerseits mit Stolz hervor, dass man in ihrem Schweizerdeutsch fast nicht mehr hört, dass sie eigentlich nicht deutschsprachig ist. Gleichzeitig bedauert sie gerade diese Tatsache auch, weil sie damit nicht mehr als Italienischsprachige wahrgenommen wird.

> »[…] quando si fa_ si chiede: »Di dove sei?« e così, poi dici: »Eh, son della Bregaglia e tu? […] una valle italofona«, e poi quando dico che, eh, la mia madre lingua è italiano e norvegese fanno: »Ah, ma, non si se_ non avrei detto«, cioè si sente un po' magari una volta […], ma che non avrebbero mai detto che […] sono italofona. E alla fine è un complimento, però dall'altra parte pensi, no_ eh, sì. […] eh, perché penso: »Ma no, io non sono nata_ cioè non tedesca« per dire, e però dall'altra parte è anche un complimento, perché alla fine vuoi saper la lingua e integrarti e sì, dunque quando la gente comunque te lo dice è_ […] dico: »Ah grazie.« (E:Z8)

Betrachtet man die Gesamterzählung, legen diese Äusserungen zum einen nahe, dass Eleonora hier erneut mit identitären Erschütterungen zu kämpfen hat. Sie möchte von den Anderen weiterhin als Nichtdeutschsprachige wahrgenommen werden. Ihre ausgezeichneten Sprachkompetenzen im (Schweizer-)Deutschen – die sowohl über das Italienische als auch das Norwegische hinwegsehen lassen – verdecken aber gleichzeitig auch sämtliche dahinterstehenden Mühen und Beschwernisse, die Eleonora in Bezug auf die Sprache(n) auf sich nehmen musste und wofür sie letztlich gerne (mehr) Anerkennung durch die Anderen erhalten würde. Diese Deutung begründet auch, weshalb Eleonora anschliessend erneut über Erlebnisse aus ihrem Leben spricht, als sie noch Verständnisschwierigkeiten mit dem Schweizerdeutschen hatte.

> »[…] la bambina della mia, ehm, madrina, lei anche parlava Svizzerdütsch con me e mi ricordo che una volta aveva detto »disegna un Rössli« no, e io »Rösli« era una donna anziana che viveva nel nostro villaggio. Io non riuscivo a capire come lei potesse conoscerla, no e invece non lo sapeva, invece le_ cioè: »Perché disegni una donna anziana?« no, e […] poi appunto lei ha disegnato un cavallo e io non capivo.« (E:Z9)

Damit verweist sie nochmals vehement auf ihre nicht selbstverständliche Leistung, – unter gegebenen Umständen – heute so Schweizerdeutsch sprechen zu können, dass jegliche Färbung bedingt durch die Nutzung anderer Sprachen unbemerkt bleiben kann. Die alltägliche Präsenz des Deutschen macht Eleonora bewusst, dass sie heute die italienischsprachigen Kontakte besonders pflegen muss, um die Sprache nicht zu verlieren, denn schliesslich ist Italienisch fundamentaler Teil ihrer Identität.

> »Per la lingua, ma anche per la mia identità. Perché io, cioè non mi sento tedesca, cioè non è che c'è una grande differenza, però comunque un po' della mentalità, un po' nei modi di fare, comunque vedo che è differente e poi con queste persone qua […] comunque siamo stati a Coira tutti assieme e così e credo che è un punto della vita dove ci si lega tanto […].« (E:Z10)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Dabei geht es Eleonora nicht hauptsächlich darum, Italienisch als eine ihrer Sprachen bewahren zu können. Vielmehr möchte sie dieses zusammengehörigkeitsstiftende Anderssein als die Deutschsprachigen, das sie mit allen Italienischsprachigen in Chur teilt, nicht aufgeben. Denn dies würde zum einen damit einhergehen, dass sie die Zugehörigkeit zu den ihr wichtigen Menschen infrage stellen müsste. Zum anderen sähe sie sich auch nicht mehr dazu legitimiert, sich die positiven Handlungsweisen zuzuschreiben, die sie mit einem Italienischsprachig-Sein verbindet. Erleichternd wirken deshalb ihre nachfolgenden Schilderungen zum universitären Alltag in Zürich, wo man sich wieder trifft und hin und wieder auch gemeinsam etwas trinken geht. Nichtsdestotrotz bevorzugt Eleonora es, den kompetitiven universitären Alltag vorwiegend mit den Deutschsprachigen zusammen zu bestreiten, denn innerhalb dieser Gruppe kann sie einfacher auf die für das Studium relevanten sprachlichen Ressourcen zurückgreifen. Wenn sie aber gefragt werde, woher sie kommt, betont sie ihre italienischsprachige Herkunft aus einem Tal in der Nähe des Engadins. Sie formuliert es bewusst so, weil die Leute einerseits fast nie wissen, wo das Bergell ist, und andererseits auch, weil es manchmal doch noch Situationen gibt, in denen sie nicht alles versteht, sie aber auf keinen Fall als dümmlich wahrgenommen werden möchte.

> »[…]. Perché appunto tante volte la gente non si accorge che non sono di madre lingua, però a volte dicono magari delle cose così che non capisco, dunque magari loro pensano: »Ma questa è stu_ cioè è stupida che non capisce« e dunque sì lo aggiungo sempre […].« (E:Z11)

Manchmal würde Eleonora wie ihre Schwester gerne sagen können, dass sie Norwegerin ist. Das klinge schöner, als sagen zu müssen, dass man Schweizerin ist. In Norwegen müsse sie aber ohnehin sagen, dass sie Schweizerin ist, weil man es beim Sprechen heraushöre. Gerade weil Eleonora Sprache(n) und Sprechen als fundamental für ihre Identität bewertet, weiss sie auch, dass sie das Norwegische und Italienische weiterhin aktiv halten muss.

> »[…] e appunto questa cosa col tedesco […], che è molto più importante nella mia vita, non solo scolastica, ma tutto e che appunto_ che il norvegese già sempre_ da sempre un po' che dimentichi così che va un po' indietro, però adesso mi sono già accorta quest'ultimo anno che anche il mio italiano sta magari tra virgolette peggiorando, e sì. Però appunto che io provo comunque a tenere in vita, perché per me è importante che_ comunque per me la lingua l'associo molto all'identità e dunque non voglio perdere_ cioè non voglio arrivare a un punto nella mia vita che non mi ricordo né [l'italiano], né il norvegese e che_ e non puoi neanche più dire: »Sì, in sé son della_«, cioè sarebbe strano.« (E:Z12)

Im Nachfrageteil des Interviews positioniert sich Eleonora auch sprachpolitisch und beurteilt, dass die Sprachen im Kanton Graubünden nicht gleich behandelt werden bzw. nicht dieselbe Wichtigkeit haben. Deutsch nimmt ihres Erachtens eine deutliche Vormachtstellung ein und Eleonora findet es lächerlich, dass die Italienischsprachigen, die nach Chur kommen, genauso lange Deutsch gelernt haben wie die Deutschsprachigen Italienisch, aber Letztere eigentlich kein richtiges Wort Italienisch sprechen. Eine Tatsa-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

che, die widerspiegle, dass für die Deutschsprachigen Italienisch keine Wichtigkeit hat, was Eleonora in gewisser Weise auch verstehen kann. Denn wer in der Schweiz Deutsch kann, geniesst ein machtvolles Privileg. Dementsprechend würde sie aber mehr Verständnis für die Situation der Italienisch- und Romanischsprachigen erwarten, die ohne Deutsch nicht zurechtkommen und – im Unterschied zu den Deutschsprachigen, die sich diese Mühe sparen können – gezwungen sind, es zu lernen. Auch in Zürich werde den beiden Landessprachen Italienisch und Romanisch nur wenig Bedeutung zugemessen. Sie würden in Vorlesungen nie erwähnt. Vielmehr werde auf die Wichtigkeit des Französischen hingewiesen, das sie wegen des Deutschen selbst nie lernen konnte und was sie heute – trotz ihres umfangreichen sprachlichen Repertoires – im Vergleich zu den Anderen im Studium benachteilige. In Zürich sei es gar nicht in der Wahrnehmung der Leute, dass nicht alle gleich gut Deutsch sprechen können. Ihre Zukunft sieht Eleonora zum Zeitpunkt des Interviews eher in der Schweiz als in Norwegen, wobei sie aber das Bergell als längerfristigen Wohnort ausschliesst. Im Bergell aufzuwachsen sei schön gewesen. Aber für ihr Leben heute sähe sie statt des Bergells eher eine grössere Stadt wie Chur vor. Es würde ihr gefallen, wenn es ein Ort wäre, in dem man Italienisch sprechen kann.

8.3.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Eleonoras Erzählung zeigt auf bemerkenswerte Weise auf, wie biografische Erfahrungen und veränderte Lebensumstände Momente identitärer Verunsicherung und Orientierungslosigkeit auslösen können. Eleonoras Sprachbiografie lässt sich als Abhandlung multipler identitärer Konflikte lesen, mit denen sie sich im Verlaufe ihres Lebens auseinandersetzen muss. Eleonora setzt ihr identitäres Selbstbild an vielen Stellen direkt mit Sprache(n) und Sprechen und damit einhergehenden Erfahrungen in Bezug. Ihre Erzählung verdeutlicht in zahlreichen Passagen die Beschwernis, über die Sprache hergestellte identitäre (Selbst-)Verortungen am Leben halten zu können. Eleonora wächst im Bergell in einer Familie auf, die kulturell sehr norwegisch geprägt ist. Sowohl die Selbst- als auch die Fremdwahrnehmung ist im Tal die, dass sie sich als Familie von anderen, klassischeren Bergeller Familien unterscheiden. Sie leben andere Traditionen und sprechen eine für das Bergell »exotische« Sprache. Eleonora erzählt von besonderen Traditionen rund um die Feierlichkeiten zu Weihnachten und am »Lucia-Tag«, die für Bergeller*innen gänzlich fremd sind, und von Momenten im Kindergarten, in denen die anderen Kinder sie nicht richtig verstehen und mit ihr und ihrer Schwester – im Unterschied zu allen anderen – nur Italienisch und keinen Bergeller Dialekt sprechen. Eleonora erinnert sich zwar daran, nicht bei allen Themen mit den anderen Kindern des Tals mitsprechen zu können, da sie andere Medien und Musik konsumiert. Dieses Anderssein beschreibt sie aber nicht als belastend, gerade weil diesen norwegischen Kindheitserinnerungen eine für sie fundamentale emotionale Anhaftung zukommt, die sie erhalten möchte. Eleonora macht in der Erzählung an mehreren Stellen die für sie grosse Bedeutung ihrer norwegischen Identität deutlich. Diese Schilderungen lassen sich wie eine Art verzweifeltes Festhalten an einer Zugehörigkeit lesen, deren langsamen und unaufhaltbaren Verlustprozess sie aber – bedingt durch sprachliche Attrition – im Verlaufe der Jahre schmerzlich erfahren muss.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Später in Chur versteht sich Eleonora auch als Mitglied der bündnerischen Italianità, die neben der deutschsprachigen Mehrheit im schulischen Kontext mit leistungsbezogenen Herausforderungen und Benachteiligungen konfrontiert ist. Die Immersion in eine gänzlich deutschsprachige Klasse geht für Eleonora mit Gefühlen von Leistungsdruck und Versagensangst einher, denn im Kontext der Bündner Kantonsschule bestimmt ihre mangelnde Deutschkompetenz neben gewichtigen sozialen Ein- und Ausschlussprozessen auch über ihr schulisches Gelingen. Ebenso macht Eleonora auch die missliche Erfahrung, dass sie ausschliesslich mit Hochdeutsch, welches sie in ihrer Wahrnehmung im Bergell gut gelernt hat, in Chur nicht mehr zurechtkommt, weil die Alltagssprache vor Ort Schweizerdeutsch ist. Sie erzählt von Situationen, in denen sie sich beim Sprechen schämt und in denen sie – wenn auch auf liebevolle Art – beim fehlerhaften Sprechen von ihren Mitschüler*innen belächelt und korrigiert wird. Auch wenn Eleonora die anfängliche Zeit in Chur als beschwerlich beschreibt, ist es – um mit Bourdieu zu sprechen – ihr *inkorporierter sprachlich-kultureller Habitus*, auf den sie zurückgreifen kann, um Anschluss zu finden. Eleonora lernt innerhalb eines Schuljahres so gut Schweizerdeutsch, dass die Leute – wie sie sagt – nicht mehr annehmen, dass sie eigentlich italienischsprachig ist. Dies löst bei Eleonora einmal mehr einen inneren Konflikt aus, weil sie sich selbst mit ihrer Mentalität und Denkweise näher bei den Italienischsprachigen fühlt, aber nicht mehr so wahrgenommen wird. Einen bitteren Nachgeschmack hinterlässt für sie auch die Tatsache, dass durch die Dominanz des Deutschen in ihrem Alltag auch ihr Italienisch schlechter geworden ist und sie damit keine ihrer beiden Familiensprachen mehr so gut beherrscht, dass eine für sie stimmige sprachlich-kulturelle Zugehörigkeit gerechtfertigt ist und sie sich selbst in ihren persönlichen Bedeutsamkeiten treu bleiben kann. Ihre grösste Befürchtung ist, dass sie aufgrund eines substanziellen Sprachkompetenzverlustes im Norwegischen und im Italienischen nicht mehr dazu legitimiert sein könnte zu sagen, dass sie Bergellerin oder Norwegerin ist. Eleonoras offensichtliches Talent für Sprachen und die durch ihre Biografie gewonnene Mehrsprachigkeit stehen insofern in deutlichem Widerspruch zu ihrer Ohnmacht, eine für sie zufriedenstellende Identität festlegen zu können. Sie spricht zwar mehr Sprachen als viele andere ihrer Kommiliton*innen an der Universität, trotzdem verbleibt bei ihr weiterhin das Gefühl, keine Sprache richtig zu können und damit in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt zu sein. Gerade im Kontext der Universität ist das Beherrschen der deutschen Sprache auf hohem Niveau eine bedeutende Voraussetzung, weil Sprache sich auf das gesamte formale Leistungsvermögen auswirkt und damit ein essenzielles Selektionskriterium im schweizerischen Bildungssystem darstellt. Ist davon die Rede, dann stört sich Eleonora eher an ihrer Mehrsprachigkeit und würde sich wünschen, lieber nur eine Sprache richtig gut zu können.

Obwohl Eleonora die Option, nach Norwegen zu ziehen, über die ganze Erzählung hinweg in Betracht zieht, ist sie sich auch bewusst, dass die Umsetzung eines norwegischen Lebensentwurfs – wie ihn ihre Schwester lebt und wie ihn vielleicht auch Eleonoras Mutter eher für sie vorgesehen hätte – im Verlaufe der Zeit für sie immer unwahrscheinlicher wird. Dies fühlt sich für Eleonora in gewisser Weise auch als verpasste Chance an, denn es würde ihr viel bedeuten, nach wie vor sagen zu können, dass sie Norwegerin ist. Eleonora merkt, wenn sie über ihre Sprache(n) spricht, dass sie ihr Selbst nicht mehr lediglich entlang der beiden Sprachen Norwegisch und Italienisch verhan-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

deln kann. Das (Schweizer-)Deutsche hat sich – auf Kosten all ihrer anderen Sprachen – in ihr Dasein eingeschlichen und be- und verdrängt in kleinen Schritten alle ursprünglichen identitären Stabilitäten. Gerade weil das Norwegische immer weniger Teil von Eleonoras Alltag einnimmt und das Schweizerdeutsche sogar in ihr Familienleben einzudringen beginnt, das für sie die verbleibende »norwegische Hochburg« darstellt, versucht Eleonora mit aller Kraft, an ihren norwegisch geprägten Kindheitserinnerungen festzuhalten.

Wie schwierig es für Eleonora ist, sich mit ihren vielfältigen *natio-ethno-kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten* zurechtzufinden, macht sie abschliessend auch nochmals mit den Ausführungen deutlich, welche Sprache sie mit etwaigen eigenen Kindern sprechen würde. So sagt sie, dass sie ihnen einerseits gerne das Norwegische weitergeben würde, sich aber nicht dazu befähigt sieht, denselben starken Bezug herstellen zu können, wie sie ihn selbst erlebt hat. Andererseits würde sie auch am Italienischen festhalten wollen, da dies – ohne das Bergell als Wohnort – ja auch verloren ginge. Dieser omnipräsente innere Konflikt kann als exemplarisch für die identitären Herausforderungen angesehen werden, denen sich Menschen stellen müssen, die in Verhältnissen von doppelter sprachlicher Minderheit[3] leben. Für Eleonora könnte dies in Zukunft z.B. bedeuten, dem Italienischen zuliebe auf das Norwegische, und damit auf einen Teil ihrer Identität, verzichten zu müssen.

Eleonora äussert sich auch als dankbar für ihre Mehrsprachigkeit, denn diese hat ihr auch zu einigen Vorteilen in ihrem bisherigen Leben verholfen. Zum Beispiel beschreibt sie, dass sie sich früher nie hätte vorstellen können, mit jemandem eine emotionale Beziehung aufbauen zu können, der nicht ihre Sprache(n) spricht. Heute habe sie aufgrund ihres sprachlichen Repertoires einen einfacheren Zugang zu unterschiedlichen Menschen, diversen Kulturen und jedes Mal, wenn sie in die Ferien gehe, werde ihr bewusst, dass sie dadurch von grossen Vorteilen profitieren könne. Eleonora beschreibt es selbst als eine Art indirekten Effekt, der sich als resultierende Handlungsfähigkeit im Umgang mit Differenz interpretieren lässt.

> »[…] la nostra società è sempre più globalizzata […] così che alla fine hai grande vantaggio a sapere più lingue e che è anche […] come un effetto non diretto, ma tipo più indiretto, che si è magari anche più aperti sapendo di più_ cioè io son piuttosto_ sta cosa che io mi sento molto una persona più aperta che magari altri e io penso che questo sia anche un po' per la lingua, che indirettamente quando tu sai un'altra lingua, sai dopo della cultura e così e sei più aperta a cose nuove, a culture nuove, a persone nuove […].« (E:Z13)

Obschon Eleonora durch ihre Erzählung unmissverständlich deutlich machen konnte, dass sich Zugehörigkeiten über Sprache(n) und Sprechen nicht trivial entlang einzelner (körperlich-leiblicher) Bereiche ergeben, lassen sich bereits aus Eleonoras Sprachenportrait viele Verflechtungen herauslesen. Für Eleonora bleibt Norwegisch die Sprache ihres

3 Mit »doppelter sprachlicher Minderheit« ist im Kontext von Eleonora einerseits das Bergell gemeint, das als italienischsprachiges Tal zu einer kantonalen Sprachminderheit Graubündens gehört. Andererseits ist mit dem Norwegischen, als nicht angestammte Sprache des Bergells, eine weitere Minderheitensituation angesprochen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Herzens, über die sie Gefühle und Emotionen wahrnimmt und über die sie (un)glücklichen Lebensmomenten nahe sein kann. Italienisch stellt sie vorwiegend als Sprache ihres Intellekts dar; die Sprache, in der sie lesen und schreiben gelernt hat. Und Deutsch wird je länger, je mehr die Sprache, die beides – ihr Herz und ihren Geist – durchdringt.

8.3.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Im April 2019 treffe ich mich mit meiner Schwester und einer ihrer Arbeitskolleginnen in Zürich zum Mittagessen. Da die Kollegin selbst aus dem Bergell kommt, frage ich sie, ob sie vielleicht jemanden mit entsprechendem Profil kenne. Sie gibt mir zwei Namen an und schreibt den beiden direkt eine Nachricht. Sowohl Eleonora als auch Mirco antworten ihr, dass sie mir ihre Telefonnummern weiterreichen darf. Ich kontaktiere Eleonora noch am selben Tag. Sie erklärt sich gerne bereit, ein Gespräch mit mir zu führen. Im August informiere ich sie schliesslich, dass ich ihr Terminvorschläge per E-Mail zugesendet habe. Eleonora schickt mir den Online-Fragebogen zu und bestätigt den Freitag, 22. November 2019 als passenden Interviewtermin. Eleonora meldet sich knapp eine Stunde vor dem Interview per Whatsapp bei mir. Sie fragt, ob sie auch schon etwas früher kommen könne, und erklärt, dass sie sehr früh von zu Hause losgegangen sei, weil sie sich erfahrungsgemäss in Zürich verlaufe. Glücklicherweise sind meine Forschungskollegin und ich schon bereit und Eleonora klingelt eine Viertelstunde später an meiner Wohnungstür in Zürich. Mit Eleonora kommt unmittelbar eine lustige Stimmung auf, weil wir darüber sprechen, wie gut man sich in Zürich verlaufen kann. Eleonoras Wohnung ist am Stadtrand bei Witikon, wo ich selbst – als ich von Chur nach Zürich gezogen bin – auch mehrere Jahre gewohnt habe. Wir verstehen uns von Anbeginn sehr gut und die Stimmung ist entsprechend entspannt. Wir sprechen über die Weihnachtsbeleuchtung an der Zürcher Bahnhofstrasse, die an diesem Tag in Zürich eingeschaltet wird und den Namen »Lucy« trägt. Eleonora meint, dass dies gut zum »Lucia-Feiertag« in Norwegen passe. Ich verstehe nicht genau, was sie damit meint, nehme mir aber vor, mich nach dem Interview genauer darüber zu informieren. Mir fallen Eleonoras schneller Sprechfluss und die Art und Weise auf, wie sie Konsonanten ausspricht. Teilweise scheint mir auch, dass sie Wörter verschluckt bzw. nicht vollständig ausspricht. Ich merke, dass ich mich aktiv auf den Inhalt ihrer Aussagen konzentrieren muss, um nicht abgelenkt zu wirken. Im Verlaufe des Interviews stellt sich ein Gewöhnungseffekt ein, denn diese Nuancen in ihrer Sprache fallen mir irgendwann nicht mehr auf. Nach dem Interview frage ich meine Forschungskollegin nach ihrer Einschätzung darüber. Auch sie hört etwas Besonderes in Eleonoras Italienisch. Wir diskutieren darüber, können aber auch bei mehrmaligem Anhören der Aufnahme dieses »Besondere« nicht genauer definieren.

Eleonora arbeitet ca. 15 Minuten am Sprachenportrait und erzählt anschliessend fünf Minuten ohne Unterbrechung meinerseits. Auch bei meinen Nachfragen ist Eleonora sehr gesprächig und ich empfinde unser Interview, das insgesamt 55 Minuten dauert, als sehr angenehm. Eleonoras Antworten folgen meist postwendend auf meine Fragen. Deshalb sticht eine Erzählpassage besonders hervor, als Eleonora länger überlegen muss. Ich frage sie, ob es Momente in ihrem Leben gegeben habe, in denen sie besonders froh um die Tatsache war, mehr als eine Sprache zu können. Eleonora überlegt zuerst während neun Sekunden und beginnt schliesslich mit:

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »Non lo so. Cioè, so che sono sempre stata contenta, però al primo momento dici, sì o_« (E:Z14)

Anschliessend überlegt sie nochmals sechs Sekunden lang, bis ihr einfällt, was sie dazu sagen möchte.

> »Ah sì, magari quando ho cercato lavoro per la prima volta, che ho scritto la Bewerbung e ricordo che ero tutta fiera che avevo potuto scrivere quattro lingue e sì che pensi comunque: »Ah sì, è un vantaggio« e sì. Ma non so proprio in generale, lo penso quando posso connettere con così tante persone diverse, di culture diverse, lo trovo sempre un vantaggio_ anche ogni volta che vado in vacanza penso: »Oh, quanto sono fortunata«, cioè sì_ di poterlo fare.« (E:Z15)

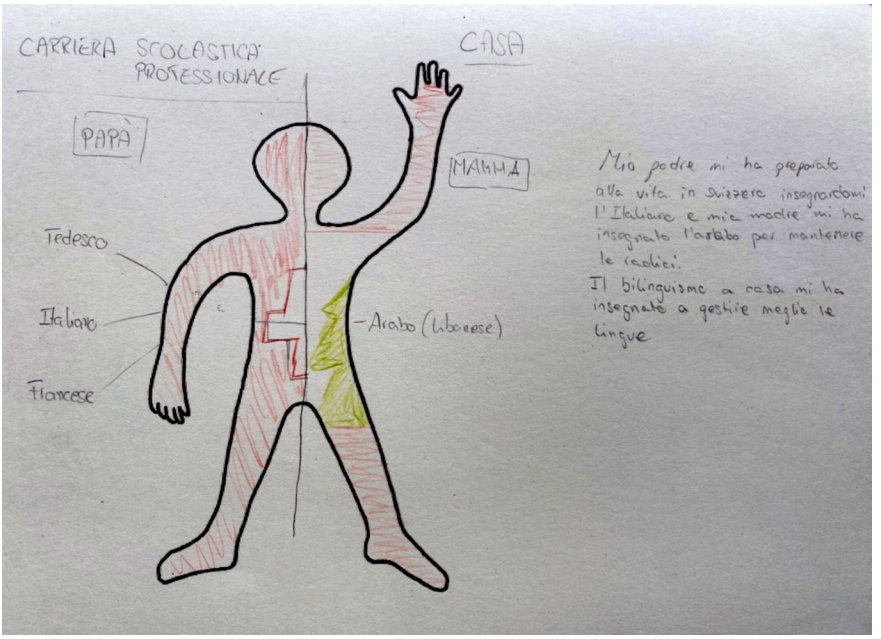
Neben der Tatsache, dass Eleonora ihre Mehrsprachigkeit aufgrund ihrer identitären Konflikte wohl eher nachteilig erlebt und deshalb möglicherweise länger über die Frage nachdenken muss, gehe ich für diese spezifische Frage auch davon aus, dass meine Formulierung bei Eleonora die Vorstellung hat aufkommen lassen, dass alle Sprachen zum selben Zeitpunkt eine Bedeutung haben müssen. Hätte ich die Frage anders formuliert, z. B. wenn ich anstatt »*mehr als eine Sprache zu können*« gesagt hätte »*mehrsprachig zu sein*«, wäre es für Elenora möglicherweise einfacher gewesen, eine Antwort zu finden. Ihre Antwort wirkt für mich hier durch meine Formulierung hervorgerufen. Damit wird mir nochmals bewusst, welchen Einfluss meine Formulierungen auf die Antworten meiner Informant*innen haben können, und ich nehme mir vor, bei den anstehenden Interviews ganz besonders auf die Formulierung meiner Fragen zu achten.

Eleonora fragt uns nach dem Interview, wo wir arbeiten, und als wir die Pädagogische Hochschule Graubünden erwähnen, wiederholt Eleonora, dass sie eigentlich auch Primarlehrerin werden wollte, weil sie immer sehr gerne Zeit mit Kindern verbringe. Wir sprechen anschliessend auch noch einige Zeit über ihr Jurastudium. Danach verabschieden wir uns mit einer kurzen Umarmung und ich freue mich darüber, Eleonora kennengelernt zu haben.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.4 Thomas – »*Prima studio la persona, poi forse gli dico che sono anche libanese*«

Abb. 23: Thomas' Sprachenportrait



Thomas' Vater flüchtet aufgrund des libanesischen Bürgerkriegs aus seiner Heimat Libanon zuerst nach Frankreich, später nach Italien. Er studiert Medizin und nimmt schliesslich in der Schweiz eine Stelle als Assistenzarzt an. Nach der Hochzeit verlässt auch Thomas' Mutter den Libanon, um zum Vater in die Schweiz zu ziehen. Die Familie lebt einige Jahre im Bergell, wo auch Thomas' älterer Bruder geboren wird, und siedelt danach – erneut aufgrund der Arbeit des Vaters – ins Misox um. Thomas und sein Bruder verbringen ihre Kindheit und Jugend in einem Misoxer Dorf, eine halbe Autostunde von der Tessiner Kantonsgrenze entfernt. Die Mutter spricht mit beiden Söhnen Arabisch. Der Vater hingegen spricht vorwiegend Italienisch mit den Kindern. Nach der Sekundarschule zieht Thomas in die Kantonshauptstadt Chur, um dort das Gymnasium in der italienischsprachigen Abteilung zu absolvieren. Zum Zeitpunkt des Interviews bereitet sich Thomas auf den Numerus clausus für den Eintritt ins Medizinstudium vor.

8.4.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Thomas eröffnet seine Erzählung mit der Beschreibung, dass es seinen Eltern sehr wichtig ist, beiden Söhnen ein Aufwachsen mit zwei Sprachen, Arabisch und Italienisch, zu ermöglichen. Einerseits möchten sie damit ihre eigenen Werte und Traditionen weitergeben. Andererseits geht es ihnen auch darum, ihren Kindern, die in einer italienischsprachigen Umgebung aufwachsen, möglichst sprachbedingte (Bildungs-)Nachteile zu

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ersparen. Zur Sicherstellung beider Sprachen entscheiden die Eltern sich für den traditionellen Ansatz »*Une personne, une langue*«.[4] Thomas erzählt, dass er sich nicht mehr an seine Kindheit mit beiden Sprachen erinnern kann. Er präferiert darüber zu sprechen, wie sehr er heute dankbar dafür ist, dass seine Eltern diesen Entscheid zugunsten seiner Zweisprachigkeit getroffen haben. In seinen Ausführungen geht Thomas auf den Gebrauch beider Sprachen in seinem derzeitigen Alltag ein und expliziert seine eigene Kompetenz in beiden Sprachen dahingehend, dass er Arabisch lediglich sprechen kann, aber nie lesen und schreiben gelernt hat. Auf Italienisch hingegen wisse er immer, was er gerade sage, obwohl andere manchmal hören würden, dass er nicht ausschliesslich italienischsprachig ist. Im Arabischen beurteilt Thomas die Semantik hingegen als für ihn anspruchsvoller. Wenn Thomas Arabisch spricht, weiss er zwar, welchen Inhalt er vermittelt. Er hat aber keine Vorstellung davon, was das einzelne Wort tatsächlich für einen Bedeutungsumfang hat. Er ist lediglich vertraut damit, gewisse Wörter in einem ganz bestimmten Kontext zu verwenden.

> »[…] ormai uso solo l'italiano e il tedesco nella mia vita attuale, l'arabo lo uso solo a casa. […] nella mia carriera scolastica mmh è una lingua che non ha molto influsso, perché non è una lingua parlata ovviamente o che si studia qua e quindi l'italiano è la mia lingua, credo che la mia lingua principale è l'italiano; la lingua anche in cui so esprimermi meglio è sicuramente l'italiano, imparato a scuola anche a esprimermi e così, mentre in arabo so proprio l'essenziale per un piccolo dialogo. […]. […] L'arabo non lo so scrivere e né leggere. Leggere, mmh pian piano, […] ci metterei magari tre orette. […] non l'ho mai imparato, non me l'hanno mai insegnato […]. So solo parlare. […] quando parlo in arabo, so cosa sto trasmettendo di messaggio, ma non ho la minima idea di cosa significa davvero la parola che sto usando, perché sono abituato a usarla in un contesto.« (T:Z1)

Thomas verhandelt in diesen ausdifferenzierten Schilderungen über die Nutzung des Italienischen und Arabischen auch, welche der beiden Sprachen »seine Sprache« ist. Er entscheidet sich unter Vorbehalt, den er mit »*credo*« ausdrückt, für das Italienische. Einerseits, weil dieser Sprache eine grössere Anerkennung und Bedeutung in seinem gegenwärtigen Lebens- und Bildungskontext zukommt, es andererseits aber auch die Sprache ist, über die sich Thomas am besten ausdrücken kann. Das Arabische kann Thomas in seinem Churer Alltag hingegen nicht oft nutzen, weil er nicht viele arabischsprachige Menschen kennt und auch zu Hause bei seinen Eltern heute eher ein Sprachgemisch den familiären Alltag prägt. Trotz dieses nachvollziehbaren In-den-Hintergrund-Tretens des Arabischen führen ihn die Verhandlungen zu »seiner Sprache« dazu, seine Erzählung mit einer Passage zu Erinnerungen an den Libanon und an seine Familie fortzuführen, die er mit der Sprache Arabisch verbindet.

---

4 Diese Strategie im Umgang mit familiärer Zweisprachigkeit geht auf den französischen Linguisten Maurice Grammont zurück, der Anfang des 20. Jahrhunderts erstmals vorschlug, dass jeder Elternteil in der Kommunikation mit den Nachkommen bei einer Sprache bleibt und diese – trotz Kommunikation in anderer Sprache mit dem zweiten Elternteil – konsequent beibehält (vgl. Bretteny & de Klerk 2008, S. 6).

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

»Soprattutto tra famigliari ho imparato a gestirmi, a parlare con gli zii, i nonni. […] L'arabo mi ricorda molt_quando sento l'arabo tro_ mi sento a_ molto a mio agio quando sento l'arabo magari per strada a Coira o così, o quando sono in vacanze e sento qualcuno parlare arabo, mi fa salire un po' la nostalgia del Libano e mi fa anche s_ sicuramente salire bei ricordi del Libano, dei famigliari, ma anche brutti ricordi del Libano perché ho dovuto_ o una volta abbiam dovuto, beh, fuggire dalla guerra in Libano e appunto ogni tanto l'arabo mi fa anche ricordare quei, quei brutti momenti. […] mentre all'italiano non collego molte emozioni sinceramente, mentre all'arabo riesco a collegare tante emozioni e ricordi, mentre l'italiano, essendo la lingua che mastico ogni giorno, non ci collego dei ricordi o delle emozioni. […].« (T:Z2)

Thomas spricht mit diesen Ausführungen vorwiegend die emotionale Beziehung an, die er zur arabischen Sprache hat. Der Klang dieser Sprache löst bei Thomas vertraute und anheimelnde Zugehörigkeitsgefühle aus, die ihn an Lebensmomente im Libanon erinnern. Thomas beschreibt wirkungsvoll, wie das Hören der Sprache nicht nur schöne Nostalgien aufkommen lässt, sondern auch von Unsicherheit und Angst geprägte Lebensmomente in Erinnerung rufen kann. Dem Italienischen schreibt Thomas im Vergleich dazu eine eher zweckdienliche Komponente des alltäglichen »Durchkauens« zu, die bei ihm keine besonderen Gefühle auszulösen vermag. Thomas nimmt hierbei eine persönliche symbolische Bewertung der beiden Sprachen vor, welche die Vormachtstellung des Italienischen in seinem Leben wieder relativieren soll, weil sie nicht vollumfänglich mit seinen emotionalen Bedeutsamkeiten übereinstimmt.

In einer weiteren Erzählpassage stellt Thomas seine Zugehörigkeit zum Libanon infrage und hebt die Schweiz als Ort hervor, wo er in Sicherheit leben kann. Besonders eindrücklich erscheinen auch Thomas' Erläuterungen zu seiner identitären Selbstverortung in der Interaktion mit anderen. Thomas möchte sich in erster Linie als Schweizer und nicht als Libanese verstanden wissen.

»[…] non abbiam quasi più nessun legame con il Libano non_ appunto io mi sento più_ molto; sicuramente mi sento svizzero e non libanese. […] È la Svizzera che mi ha eh regalato diciamo il poter andare a scuola e queste cose, un tetto sopra la casa e così. […] se la persona è interessata dico che sono libanese. Eh quello l_ lo dico_ quello prima studio un po' la persona e poi glielo dico, perché c'è gente che lo apprezza e c'è gente che magari si sente un po' a disagio anche dopo. […] non ho mai subito razzismo_ so_ insulti e così da_ alle medie, ma non è razzismo è semplicemente stupidità, direi quello. Anche il razzismo è stupidità, ma quello è_ proprio infantilità era. Vero è proprio razzismo è rara_ raramente nel_ nella mia gioventù proprio quando ero piccolino. Adesso invece molto di più appunto per quel movimento tra i giovani nazionalista che sta salendo lentamente, però vero razzismo, ringrazio Dio, mai, mai. Non ho mai dovuto stare male perché ero libanese.« (T:Z3)

Er erklärt, dass das Preisgeben seines libanesischen Hintergrunds bei seinem Gegenüber auch unangenehme Reaktionen auslösen kann, womit er einerseits auf vorherrschende rassistische, vielleicht islamfeindliche Diskursordnungen verweist. Da Thomas in diesem Zusammenhang bereits ablehnende Erfahrungen gemacht hat, sieht er sich andererseits dazu veranlasst, sorgfältig abzuwägen, ob er im Gespräch zu seinen Wurzeln

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Stellung nehmen möchte oder lieber darauf verzichtet. Eine Entscheidung, die wohlbedacht sein muss, da sie schliesslich Thomas' soziale Positionierung mitbestimmt und – ganz im Sinne des wirkmächtigen *sprachlichen Marktes* – möglichst hohen Profit abwerfen soll. Gerade die schleichende Verschiebung diskursiver Machtverhältnisse ruft Thomas umso mehr ins Bewusstsein, dass solche Differenz- und Fremdheitskonstruktionen für ihn mit negativen Konsequenzen verbunden sein könnten.

Thomas' Erinnerungen an den Libanon stehen vorwiegend mit politischen Diskussionen in Verbindung, die ausschliesslich unter Männern stattfinden. Thomas erzählt, dass er diesen Meinungsaustauschen zuhört und gelegentlich selbst versucht, den politischen Wortschatz in seinen eigenen Äusserungen einzusetzen. Er unterstreicht dabei, dass er sich beim Arabischsprechen mit Libanes*innen aber nie richtig wohlgefühlt hat.

> »Non mi son mai sentito a mio agio a parlare arabo con_ in Libano con gente che parla_ che è libanese. Mentre qua a Coira invece, parlare l'arabo con qualcuno che è venuto in Svizzera, s_ mi sento già un attimo più_ più tranquillo, perché so che anche loro magari non lo parlan bene, perché son venuti qua. Mentre comunicare con i miei zii, i miei cugini e i miei nonni in Libano era sempre un po' un disagio. […].« (T:Z4)

In einem Kontext, in dem Arabisch die Umgebungssprache darstellt und entsprechend vertieftere Sprachkompetenzen gefordert sind, ist Sprechen für Thomas – trotz der familiären Anbindung – mit einem Gefühl sprachlicher Befangenheit verbunden. Mit seinen mitgebrachten habituellen sprachlichen Dispositionen kann Thomas sich darin nicht ausreichend selbstwirksam erleben, was sein Zugehörigkeitsgefühl gezwungenermassen schmälert. Anders empfindet Thomas es, wenn er hingegen in der Schweiz auf jemanden trifft, der Arabisch spricht. Durch die geteilte biografische Erfahrung des »In-die-Schweiz-Kommens« geht Thomas von anderen Anspruchsgegebenheiten aus. Einerseits spricht Thomas diesen Menschen zu, dass sie sich biografisch bereits auf den schweizerischen Zugehörigkeitsraum einlassen mussten und aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen eher Verständnis für seine sprachlichen Unzulänglichkeiten aufbringen. Andererseits geht Thomas davon aus, dass der migrationsbedingte Sprachkontakt ihr Arabisch ebenso bereits gefärbt hat. In der Interaktion mit diesen Menschen fällt der beidseitige Anspruch an eine sprachliche Korrektheit insofern milder aus, was die Situation für Thomas entspannter werden lässt.

Das Misox bezeichnet Thomas in seiner Erzählung als sein Zuhause. Obwohl er sich inzwischen auch beim Dialektsprechen wohlfühle, sprechen ihn die meisten Leute im Tal nach wie vor vorwiegend auf Italienisch an. Betreffend seine Beziehung zum Misoxer Dialekt führt Thomas aus, dass er diesen – auch wenn er ihn erst ab der Oberstufe zu sprechen beginnt – heute so verinnerlicht hat, dass er Dialekt seit jeher als eine seiner Sprachen betrachtet. Er habe in seiner Jugend für sich entschieden, aufgrund der im Tal aufgekommenen nationalistisch geprägten Diskurse, die den Erhalt lokaler Werte und Traditionen propagieren, selbst auch Dialekt zu sprechen. Damit verweist Thomas auf die Wirkmächtigkeit vorherrschender Diskurse, die ihn über das ihm anhaftende Differenzmerkmal des Nichtdialektsprechens und des Libanesisch-Seins in eine inferiore Position hineinrufen. Seine Äusserungen zeigen aber ebenso auf, dass sich Thomas über diese sprachliche Anpassungsleistung bzw. über diesen *performativen Akt* gegen die-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

se Fremdpositionierung auflehnt und sich partiell von dieser Identitätszuschreibung distanzieren kann. In Chur wollen seine Freunde aber wieder mehr über diese »exotische«, weit entfernte Sprache wissen und stellen in diesem Zusammenhang erneutes *Othering* her. Thomas sieht sich des Öfteren gezwungen, seine libanesische Herkunft zu thematisieren, was sein Gefühl des Andersseins, seine Einverleibung als *Migrationsanderer* sicherlich nicht mindert.

Auf andere für ihn wichtige Sprachen angesprochen, nimmt Thomas zu seinen Erfahrungen mit (Schweizer-)Deutsch Stellung. Als Primarschüler lernt Thomas gerne Deutsch und spricht von guten Erinnerungen an den Fremdsprachenunterricht. Schweizerdeutsch ist bis zu seinem Umzug nach Chur völlig unbedeutend, denn im Unterricht im Misox lernt er lediglich Hochdeutsch. Thomas geht an späterer Stelle der Erzählung darauf ein, dass Hochdeutsch und *Svizzerdütsch* für ihn heute eine Hauptrolle spielen und für seine weitere »Berufskarriere« fundamental wichtig sind. Auch dem Englischen spricht Thomas eine grosse Wichtigkeit für seine berufliche Zukunft zu, denn er möchte – wie sein Vater und auch sein Bruder – Medizin studieren. Thomas ergänzt diesbezüglich, dass der Lebensentwurf seines Bruders oft auch sein eigenes Leben vorzeichnet, denn die Eltern treffen dieselben Entscheidungen – wenn sie beim Bruder Früchte getragen haben – oft auch für ihn. Für Thomas steht insofern von Anbeginn fest, dass er nach Chur zieht und dort das Gymnasium besucht. Man habe ihm hierbei kein grosses Mitspracherecht eingeräumt. Ein Entscheid der Eltern, der auch der Tatsache geschuldet sei, dass man im Tessin zu wenig gut Deutsch lerne.Die Jahre in Chur verbringt Thomas vorwiegend im Kreise der Bündner Italianità, in der Deutschsprechen laut seiner Erzählung keine Alternative darstelle. Ausserhalb dieses Zugehörigkeitsraums gibt es für Thomas vorwiegend im ersten Jahr noch unangenehme Momente, wenn er die Leute drei- oder viermal um Wiederholung oder gar um ein Umstellen aufs Hochdeutsche bitten muss. Erst als Thomas' Bruder ihm nahelegt, auch Freundschaften mit Deutschsprachigen zu schliessen, beginnt Thomas sich im Alltag auch mit (Schweizer-)Deutsch wohlzufühlen. Er meint hierzu, dass man die Anstrengung, mit deutschsprachigen Menschen zu sozialisieren, auf sich nehmen müsse, um sich selbst eine gute Zukunft aufbauen zu können. Mehrere Sprachen zu sprechen ist für Thomas eine unabdingbare Anforderung, ohne die man im Berufsleben nicht weit komme.

An der Bündner Kantonsschule sei die *Italianità* gut vertreten, obwohl man manchmal dafür kämpfen müsse, mehr gehört zu werden. Thomas beschreibt z.B. alltägliche Situationen, in denen die Italienischsprachigen die Lehrpersonen wiederholt darum bitten müssen, im Unterricht Hochdeutsch zu sprechen. Thomas selbst spricht mit den Lehrpersonen über alle Jahre hinweg lediglich Hochdeutsch, um sich – wie er sagt – nicht zu blamieren. Ausserhalb des schulischen Leistungskontextes traut sich Thomas aber mehr Schweizerdeutsch zu sprechen. Er nennt es sein eigenes Schweizerdeutsch, das eine Mischung zwischen Hoch- und Schweizerdeutsch darstelle.

Thomas positioniert sich zudem als (sprach)politisch interessiert und verdeutlicht seine entsprechenden Haltungen an mehreren Stellen seiner Erzählung. Beispielsweise bezeichnet Thomas die vorherrschende sprachlich-kulturelle Pluralität in Chur und auch in der Schweiz als grossen Vorzug und grosse Stärke für das helvetische Land. Chur sei das Herz des Kantons Graubünden, da müsse es Platz für alle drei angestamm-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ten Sprachen haben. Thomas ist zudem davon überzeugt, dass die Sprache auch durch menschliche Verhaltensweisen geprägt ist. So macht er Aussagen zu unterschiedlichen Daseinsformen innerhalb der einzelnen italienischsprachigen Talschaften. Er erwähnt z. B. die Tatsache, dass sich die Leute im Puschlav und im Bergell zwangsläufig eher nach dem Engadin oder Chur ausrichten und sie als Misoxer*innen hingegen näher zum Tessin stehen. Das habe einen grossen Einfluss auf die Persönlichkeit und die Lebensart der Menschen. Während sie sich als Misoxer*innen eher wie Tessiner*innen benehmen, würden Puschlaver*innen und Bergeller*innen hingegen eher deutschschweizerische Verhaltensweisen annehmen.

> »[…] anche per il fatto che Poschiavo e Bregaglia devono_ sono più orientate verso il_ verso Coira no, sono più spinte verso il Grigioni, mentre noi Mesolcinesi siamo più verso il Ticino, no. E questo secondo me fa già una grandissima differenza nella_ nel carattere e nel modo di vivere che noi mesolcinesi ci atteggiamo un po' in modo ticinese mentre Bregaglia e Poschiavo sono un po' più, eh, svizzero-tedesche, diciamo, o romance anche.« (T:Z5)

Thomas konstruiert Bergeller*innen und Puschlaver*innen als andere Italienischbündner*innen und spricht ihnen – zumindest bezüglich der Verhaltensweisen – ein Stückchen *Italianità* ab. Sich selbst verhandelt er als den Tessiner*innen ähnlicher, wobei er sich aber keinesfalls als Tessiner verstanden wissen möchte. Entsprechend äussert er die Erwartung an Misoxer*innen, dass diese gut Deutsch lernen sollten, da sie eben Bündner*innen und keine Tessiner*innen seien.

> »[…] spesso a noi mesolcinesi ci dicono: »Eh, ma voi siete dal Ticino no, siete ticinesi« e si risponde: »No, noi non siam ticinesi, siam grigionesi.«_ okay, però dobbiamo anche un po' dimostrarlo magari imparando la lingua_ una lingua del nostro cantone, non solo l'italiano.« (T:Z6)

Damit verweist Thomas aufgrund seiner biografischen Erfahrungen darauf, dass man erst als Bündner*in wahrgenommen und legitimiert ist, wenn man (Schweizer-)Deutsch spricht. Es liesse sich insofern davon ausgehen, als sein Spracherleben gleichzeitig seine sprachpolitische Haltung substanziiert, die allen drei Sprachen im Kanton ihren Platz einräumen möchte. Thomas positioniert sich einerseits mit Stolz als mehrsprachige Person. Den arabischsprachigen Teil seines mehrsprachigen Repertoires versteht er aber andererseits auch als eine Art Damoklesschwert, das ihn als Person kategorisieren und abwerten könnte. Er erwartet in diesem Zusammenhang aber keine besonderen Anerkennungsbemühungen, denn in der Schweiz gibt es bereits vier Nationalsprachen und die Herausforderungen damit sind gemäss Thomas gross genug. Entsprechend versteht er es als persönliche Verpflichtung, als *Migrationsanderer* die hiesigen Sprachen zu lernen, um sich damit integrieren zu können. Gerade die *Italianità* als nationale Minderheit sei in den Parlamenten z. B. unterschiedlich gut vertreten und Thomas verortet weiteren Bedarf an sprachpolitischen Anerkennungsbemühungen vorwiegend in diesem Bereich. Man müsse sich für eine grössere Sichtbarkeit des Italienischen als Sprache der Schweiz und Graubündens einsetzen. Diese sprachpolitischen Äusserungen sind einerseits si-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

cherlich durch die exmanenten Fragestellungen der Forschenden hervorgerufen, geben aber andererseits Einsicht in die Verwobenheit diskursiver Kategorisierungen, mit den für die einzelne Person resultierenden Privilegien, im Zusammenhang mit multiplen *natio-ethno-kulturellen Mehrfachzugehörigkeiten*.

Neben seiner ausgeprägten Aufmerksamkeit für sprachpolitische Geschehnisse in Graubünden, die in der Erzählung sicherlich auch wegen des Interviewkontextes so dezidiert zur Sprache gekommen ist, betont Thomas, dass sich seine Familie auch sehr für die Ereignisse im Libanon interessiert und bei ihnen zu Hause die ganze Zeit Nachrichten auf Arabisch zu hören sind. Das löse angeregte und weitreichende Auseinandersetzungen bezüglich der aktuellen weltpolitischen Entwicklungen aus.

> »[…] in questi periodi che abbiamo la_ la primavera libanese e la tele_ i miei guardano solo la tele in arabo. […] in questi momenti di rivoluzione sono molto attaccato a vedere cosa succede, perché_ sì, alla fine son svizzero, ma il cuore mi fa diciamo compassione diciamo il Libano, perché è_ era la Svizzera del Medio Oriente e adesso è diventata quel che è diventata. […] il tema principale è politica […], che parliamo di_ di come è il Medio Oriente, di cosa si può fare, cosa succederà, sempre politica da noi. O politica o medicina. Però il tema principale da noi è sempre il Libano, Medio Oriente, Russia, America e così.« (T:Z7)

In dieser Erzählpassage verortet sich Thomas nochmals als Schweizer, der über die Herkunft seiner Eltern aber eine tiefe emotionale Verbundenheit zum Libanon spürt und aufgrund dort vorherrschender prekärer Geschehnisse Mitleid für die Menschen empfindet. Er äussert insofern – in einer Art zuschauenden Rolle – eine anerkennende Teilnahme am Leiden dieser Menschen, verweist aber auch darauf, dass er sich selbst diesem Kontext nicht (mehr) zugehörig fühlt. Seine eigene Zukunft sieht Thomas weiterhin im Misox. Sollten sich im Tal für ihn keine beruflichen Möglichkeiten ergeben, kann er sich eher vorstellen, im Tessin als in der Deutschschweiz zu arbeiten. Möglichen eigenen Kindern möchte Thomas dieselben Bildungschancen ermöglichen, wie er und sein Bruder sie hatten. Obwohl sich Thomas bewusst ist, dass es für ihn schwierig sein wird, die arabische Sprache weitergeben zu können, steht für ihn fest, dass auch seine Kinder Libanesen sein werden und er ihnen sicherlich die Traditionen seiner Eltern und die muslimische Philosophie weitervermitteln wird.

> »[…] insegnerò ai miei figli l'arabo, però la vedo molto difficile […], però sicuramente ai miei figli tramanderò la tradizione e saranno anche loro libanesi, perché_ perché è così, perché voglio così e sì, anche spero che i miei figli siano mussulmani, anche se io alla religione non sono molto attaccato, però la filosofia, non la religione, la filosofia mussulmana mi piace molto e credo che come insegnamento ai bambini sia_ sia ottima, sì.« (T:Z8)

In Bezug auf die religiöse Zugehörigkeit und vor allem die damit einhergehenden Traditionen positioniert sich Thomas – im Widerspruch zur oberen Erzählpassage – aber wieder deutlich als Libanese und damit als muslimisch sozialisierte Person. Eine Identitätskonstruktion, der er eine besondere Relevanz für sein eigenes Leben zuschreibt und an der er auch über die Weitergabe an seine Kinder festhalten möchte.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.4.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

In Thomas' Erzählung spielt das Aufwachsen in einer bildungsnahen Familie eine essenzielle Rolle. Thomas verdeutlicht die Aspirationen und Erwartungen der Eltern an mehreren Stellen der Erzählung. Sein Bruder und er sollen die bestmöglichen Bildungschancen erhalten und für ihre weitere Ausbildungslaufbahn kommen vorrangig jene Bildungsinstitutionen mit den grössten Vorzügen für ihr künftiges Studien- und Berufsleben infrage. Thomas soll folglich zweisprachig aufwachsen, gute Leistungen in der Schule erbringen, weitere karriererelevante Sprachen wie Französisch und Englisch lernen und schliesslich nach Chur ins Gymnasium eintreten, um dort möglichst gut Deutsch zu lernen. Da Thomas selbst von den Vorzügen des für ihn vorgezeichneten Lebensentwurfs überzeugt ist, entwickelt er sich zu einem angepassten, engagierten Schüler, der diesen Plan möglichst gut umzusetzen versucht.

> »[…] questo bilinguismo a casa devo dire che mi ha sempre aiutato nella vita. Mi ha insegnato a gestire le lingue, a imparare nuove lingue, a essere un po' più flessibili diciamo col cambio_ cambiare la lingua di colpo durante un discorso. E sono molto orgoglioso, fiero di avere questo background e mi sento molto fortunato di sapere una lingua in più a quelle nazionali.« (T:Z9)

Als Mitglied einer kantonalen Sprachminderheit und als Gymnasiast an der Bündner Kantonsschule ist Thomas nahe am kantonalen sprachpolitischen Geschehen und kennt die dominierenden Diskurse rund um Anerkennungs- und Emanzipationsbemühungen der *Italianità* innerhalb und ausserhalb der BKS. Die BKS sieht sich als einziges vollstaatliches Gymnasium im Kanton seit jeher mit der sprachlichen Pluralität ihrer Schülerschaft konfrontiert und pflegt heute einen möglichst paritätischen Umgang mit den drei im Kanton angestammten Sprachen. Obwohl innerhalb der Schule bezüglich Sprachen – gemäss Thomas – für die beiden Minderheitensprachen und die herausfordernden Situationen für deren Sprecher*innen schon grosse Sensibilisierung gegeben ist, positioniert sich Thomas in der Erzählung als eine Art schulinterner sprachpolitischer Aktivist, der die Interessen der *Italianità* weiterhin verteidigt sehen möchte.

> »Ehm, per esempio l'anno scorso, se non sbaglio per quelle votazioni del_ dell_ dell'italiano no, che abbiam dovuto votare a livello grigionese. Lì, eh, diciamo che ho fatto un po' propaganda tra i miei compagni_ »Dite ai vostri genitori che è_ l'italianità è importante e così«. E abbiam dovuto lottare […] per far parlare gli insegnanti Hochdeutsch […] e attualmente stiamo lottando per il fatto che a noi vogliono_ […] hanno adesso introdotto che noi italofoni, solo gli italofoni, devono fare un esame di tedesco C1 e quindi in_ io sto alzando lentamente la voce per far capire_ »Okay, perché solo noi italofoni dobbiamo far il C1 in tedesco? Perché i tedescofoni che fanno come seconda lingua l'italiano non devono fare anche loro un esame?«.« (T:Z10)

An der Bündner Kantonsschule engagieren sich viele Lehrpersonen, die der Bündner Italianità nahestehen, auch in politisch-kulturellen Vereinen wie z.B. der Pro Grigioni Italiano. Eine sprachpolitische Haltung und kollektive Identitätskonstruktion, die unweigerlich – mit mehr oder weniger Absicht – auch auf die Schülerschaft abfärbt. An vielen

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Stellen der Erzählung wird in Thomas' Aussagen deutlich, dass er als pflichtbewusster und bemühter Schüler den schulinternen – um mit Bourdieu zu sprechen – »*Habitus der Italianità*« bereits einverleibt hat und diesen über seinen Aktivismus ebenso reproduziert. Diesem Narrativ beipflichtend beinhaltet »echtes Bündner*in-Sein« für Thomas zwingend die Fähigkeit, mehr als eine Kantonssprache sprechen zu können. Entsprechend hat die Bündner Hauptstadt auch dreisprachig zu sein. Dieses gezeichnete, diskursiv geprägte Idealbild der städtischen Realität verdeutlicht nochmals, wie Thomas sich sprachpolitisch positioniert verstanden wissen möchte und in welchem Widerspruch diese Haltung zu seinen persönlichen Erfahrungen in Chur steht.

> »[…] sicuramente principalmente è il tedesco_ […] quando io parlo con qualcuno e gli dico che sono italofono qua a Coira, ma c'è stupore: »Ah, sei italiano?«, Sì, ma perché stupore? Sono a 70 chilometri da qua, nemmeno oltre il San Bernardino, sono anch'io grigionese, è una tua lingua anche, non è solo la mia lingua, è anche una tua lingua, perché anche tu sei grigionese, quindi […] dev'essere tolto questo fatto del stupore quando si sente l'italiano, perché questo_ que_ Coira è tanto tedesca, quanto italiana, quanto romancia, secondo me.« (T:Z11)

Thomas positioniert sich in der Erzählung als mehrsprachig, wobei er die Bedeutung jeder Sprache neben dem Arabischen vorwiegend nach ihrem Mehrwert und Nutzen für seinen schulischen und beruflichen Erfolg verhandelt. Italienisch ist für ihn nach wie vor die Sprache, in der er sich am besten ausdrücken kann und die er bezüglich ihrer Ausstrahlung und ihres Charmes am meisten schätzt. Dem (Schweizer-)Deutsch, Englisch und Französisch misst Thomas – wie auch aus seinem Sprachenportrait ersichtlich wird – im nationalen Kontext der Schweiz eine besondere Bedeutung zu und er erachtet es als unentbehrlich, diese Sprachen zu beherrschen. Das Arabische nimmt für Thomas hingegen eine andere Bedeutung ein. Für ihn steht, wenn er an das Arabische denkt, nicht die eigentliche Sprache im Vordergrund, sondern die für ihn damit einhergehende sprachlich-kulturelle und religiöse Zugehörigkeit. Er bezeichnet Arabisch als eine seiner Sprachen, die er vorwiegend mit seinen Wurzeln, seinen Emotionen, seinen Erinnerungen und seinem Zuhause im Misox verbindet. Es ist die Sprache, die in seinem familiären Bezugsrahmen, vorwiegend in der Kommunikation mit seiner Mutter, bedeutsam bleibt. In anderen Bereichen seines aktuellen Lebens nimmt das Arabische hingegen eine geringere Relevanzals andere Sprachen ein. Der arabischen Sprachgemeinschaft anzugehören hat in Thomas' Biografie auch schon eine herabsetzende Differenzkomponente angehaftet, deren Bedeutungshintergrund in engem Zusammenhang mit vorherrschenden Dominanzordnungen steht. Thomas verweist darauf, dass Sprecher*innen von Sprachen, denen in der Schweiz geringeres Prestige zukommt oder mit denen vielleicht auch eine islamnahe Konnotation besteht, eher mit symbolischen Sanktionen – wie z.B. Misstrauen hegenden Blicken – zu rechnen haben.

> »[…] Magari quando noi parliamo l'arabo tra di noi in famiglia, che siamo in giro, no, magari ogni tanto qualche sguardo un po' strano si_ si vede in giro così. […] magari sapere una lingua che crea disagio_ sapere una lingua in più come l'arabo, il turco o

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> così, può creare disagio alle persone, però non_ per me non è uno svantaggio. […] Non credo sia uno svantaggio.« (T:Z12)

Thomas distanziert sich davon, sein Arabischsprachig-Sein für sich persönlich als Nachteil zu sehen, denn es ist Teil seines Selbstverständnisses und seines subjektiven *Identitätskapitals*. Er weiss aber zugleich, dass er nicht eigenmächtig darüber bestimmt, welche (Nicht-)Anerkennung für ihn daraus resultieren kann.

Eine besondere Stellung in Thomas' Leben nimmt auch der Misoxer Dialekt ein. Obwohl er im Misox aufgewachsen ist und seit jeher mit dem Dialekt in Kontakt gekommen ist, spricht ihn niemand damit an. Thomas wird unmittelbar auf Italienisch angesprochen, was für ihn einer Adressierung als Migrant, Ausländer bzw. Nicht-Misoxer gleichkommt. Dass solche Zuschreibungsprozesse für Thomas auch mit Unsicherheiten bezüglich seiner Daseinsberechtigung bzw. seiner Anerkennung im Tal einhergehen, verdeutlicht er mit dem zweifachen Verweis auf diese – wie er es nennt – aufkommende »nationalistische Modeerscheinung«, die ihn auf subtile Weise auffordert, selbst Dialekt sprechen zu wollen und dessen Bedeutung für sich persönlich anzupassen. Die Erwartung an sich selbst, sich dem Dominanzkontext anzupassen, verdeutlicht Thomas auch an anderen Stellen der Erzählung.

> »[…] io penso che veramente siamo meglio noi in tedesco che loro in italiano […], tra l'altro secondo me è a_ perché siamo noi in casa_ diciamo in casa loro.« (T:Z13)

Thomas macht am Schluss seiner Ausführungen eine bemerkenswerte Aussage im Zusammenhang mit Sprache(n), die in Anbetracht seiner Gesamterzählung unterschiedliche Deutungen zulässt.

> »[…] Eh, sembrava stupido, ma a me piacerebbe che tornasse l'esperanto […], creare veramente quella lingua_ questo è quello_ sarebbe il mio desiderio a livello no, mondiale. A livello più regionale l'italianità e le minoranze linguistiche.« (T:Z14)

Überraschend erscheint zuerst, dass Thomas darin eine Art Plädoyer für eine globale Einheitssprache hält. Eine Aussage, die vor dem Hintergrund seiner sprachpolitischen Einstellung rund um die Anerkennung und Erhaltung der Minderheitensprachen, wie z. B. das Italienische in Graubünden, als nicht sonderlich förderlich und entsprechend widersprüchlich einzuschätzen ist. Es darf aber angenommen werden, dass es Thomas damit vielmehr darum geht, mit einer »Sprache für alle« internationale sprachlich-kulturelle Verstehenshürden, die er möglicherweise mit seinem arabischsprachigen Hintergrund an der eigenen Haut erfahren hat, abbauen zu können. Interessant ist zudem – vor dem Hintergrund des kantonalen Minderheitensprachdiskurses aber auch nachvollziehbar –, dass Thomas mit Absicht nicht Englisch als mögliche Weltsprache vorschlägt, sondern vielmehr eine Art Esperanto als bevorzugte Option sieht. Esperanto kann in der Laienwahrnehmung als eine Mischung aus mehreren Sprachen beschrieben werden, die mit Absicht erschaffen und verbreitet wurde, um sich auf globaler Ebene besser verstehen zu können. Aller Wahrscheinlichkeit nach sieht Thomas mehrere Sprachen und deren Sprecher*innen darin repräsentiert. Hierbei darf insofern auch ein gewisser Gerechtigkeits-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

gedanke im Diskurs um sprachliche Mehr- und Minderheiten angenommen werden, der bei Thomas' Wunschvorstellung mitschwingt. Mit seinem letzten Satz kommt Thomas zurück auf die *Italianità* zu sprechen und hebt damit seine Positionierung als Verfechter der Bündner Minderheitensprachen ein letztes Mal deutlich hervor. Dies einerseits zweifelsohne, weil ihm die *Italianità* am Herzen liegt. Andererseits erscheint aber genauso wahrscheinlich, dass er sich damit nochmals als gewissenhafter, angepasster und sprachpolitisch aufmerksamer Bündner Gymnasiast selbstverorten und als ebensolcher anerkannt werden möchte.

8.4.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

An der Schule, an der mein Vater tätig war, führen die Schüler*innen des *Grigionitaliano* ein Theaterstück auf. Ich begleite meinen Vater zur Aufführung und lerne Thomas nach der Vorstellung kennen. Thomas hat sich im Rahmen des *Coro italiano* als Theaterregisseur engagiert. Sein Nachname deutet auf eine nichtschweizerische Herkunft hin. Mein Vater erzählt mir, dass Thomas zu Hause arabisch spricht. Zwei Jahre später, als ich auf der Suche nach passenden Informant*innen für diese Studie bin, kommt mir Thomas' sprachlicher Hintergrund wieder in den Sinn. Ich bitte meinen Vater, Thomas auf die Studie anzusprechen und ihn zu fragen, ob ich ihn diesbezüglich kontaktieren darf. Im April 2019 schreibe ich Thomas eine Whatsapp-Nachricht. Er sagt mir noch am selben Tag zu und bietet an, auch bei anderen seiner Mitschüler*innen diesbezüglich nachfragen zu können. Ich bedanke mich für seine Bereitschaft und bestätige ihm, dass ich dankbar um jede Suchhilfe bin. Im Juni schicke ich Thomas eine E-Mail mit dem Online-Fragebogen, den Thomas mir unmittelbar via Whatsapp zurückschickt. Für das Interview einigen wir uns auf Donnerstag, den 31. Oktober 2019. Das Interview findet in Chur, im Haus meiner Forschungskollegin statt. Als Thomas bei uns ankommt, trinken wir zuerst Kaffee und sprechen über die Kantonsschule. Anschliessend gehen wir in den oberen Stock, wo ich das Büro meiner Forschungskollegin bereits für das Interview vorbereitet habe. Ich erkläre Thomas nochmals in groben Zügen, worum es in der Studie geht, und überlasse ihn schliesslich mit dem Sprachenportrait erstmals seiner Gedankenwelt. Thomas arbeitet ca. sieben Minuten am Sprachenportrait und erzählt anschliessend während vier Minuten ohne Unterbruch und Nachfragen meinerseits. Nach dem Interview sprechen wir noch ein bisschen über das Theater. Thomas erwähnt, dass er letztes Jahr nicht mehr mitgemacht habe, weil er sich lieber auf seinen Abschluss und den Numerus clausus für das anstehende Medizinstudium konzentrieren wollte. Weil nach Thomas noch ein weiterer Informant meiner Forschungskollegin kommt, müssen wir uns rasch nach dem Interview von Thomas verabschieden.

Mir fällt sofort Thomas' gewählte Sprache auf. Seine Ausdrucksweise ist sehr bedacht und gemäss meinem Ermessen spricht Thomas ausgezeichnetes Italienisch. Ich merke, dass ich aufgrund dessen im Verlaufe des Interviews auch meine eigene Sprache anpasse und teilweise gewähltere Ausdrücke verwende, wie z.B. *Plurilinguismo*, die ich bei vorherigen Interviews eher zu vermeiden versucht habe, um bei den Teilnehmenden jegliches Unbehagen zu vermeiden. Mir geht des Weiteren durch den Kopf, dass Thomas' Eltern offenbar hohe Bildungserwartungen an ihn und seinen Bruder stellen. Ich gehe deshalb davon aus, dass Thomas aus einem sehr bildungsaffinen familiären Umfeld

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

kommen muss. Seine Lebensgeschichte fasziniert mich und ich freue mich über diese Möglichkeit, Thomas in meinem Sample zu haben. Im letzten Interviewteil, als Thomas politisch wird, erwähnt er kurz meinen Vater und schreibt ihm besonderes Engagement für die Bündner Italianità zu. Mir ist das etwas unangenehm, weil ich darin eine Verpflichtungshaltung vernehme. Interessant erscheint mir im Nachhinein, dass Thomas von »*Il Signor Sala*« spricht, obwohl er weiss, dass ich seine Tochter bin.

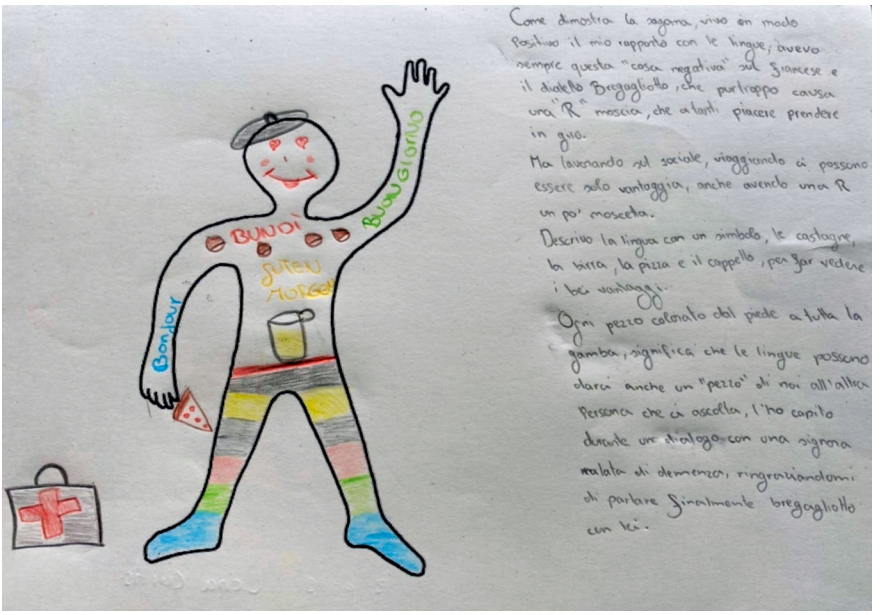
> »Io che conosco che lotta davvero per l'italianità sono appunto il Signor Sala e con i suoi colleghi maestri della Kanti, è l'unica gente che conosco che davvero lotta per l'italianità e la PGI. […].« (T:Z15)

Möglicherweise versteht er die Interviewsituation als formellen Rahmen, innerhalb dessen er seine ehemaligen Lehrpersonen siezt und sie in ihrer Berufsrolle darstellen möchte. Andererseits ist ebenso vorstellbar, dass er damit die Bemühungen meines Vaters und dessen Kolleg*innen vor mir hervorheben möchte, auch um seine eigene Position als Verfechter dieser kollektiven sprachpolitischen Identitätskonstruktion zu verdeutlichen. Nach umfangreicher Beschäftigung mit Thomas' Interview gelange ich zur Überzeugung, dass die Kontaktherstellung über meinen Vater ausschlaggebend dafür war, was Thomas mir im Interview erzählt hat bzw. wie er sich mir gegenüber positioniert hat. Seine politischen Äusserungen erinnern mich an das Narrativ, das ich von PGI-nahen Akteur*innen kenne. Ich gehe davon aus, dass Thomas mir dieselbe sprachpolitische Haltung wie die meines Vaters zuspricht und er sich deshalb – als pflichtbewusster und angepasster Schüler – veranlasst sieht, ins gleiche Horn blasen zu müssen. Obwohl ich sicher bin, dass seine Aussagen auch tatsächlich seinen eigenen Überzeugungen entsprechen, bleibt für mich eine gewisse Evidenz, dass die Jahre an der BKS und die dort vorgelebte und perzipierte »*Solidarietà Grigonitaliana*« Thomas in seiner Meinungsbildung stark geprägt haben.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.5 Lena – »*Ci siamo anche noi!*«

Abb. 24: Lenas Sprachenportrait



Lenas Vater flüchtet während des Kosovokriegs Ende der 1990er-Jahre in die Westschweiz und nimmt dort eine Arbeit im Baugewerbe an. Lenas Eltern lernen sich in Lausanne kennen. Die gemeinsame Sprache ist Französisch. Die Familie verbringt die ersten Familienjahre in Lausanne und zieht danach ins Heimatdorf der Mutter ins Bergell. Lena als Älteste von drei Geschwistern wächst vorwiegend im Bergell auf. Lenas Mutter führt im Tal ein Restaurant, der Vater arbeitet während der Woche in der Bündner Hauptstadt Chur. Die Mutter spricht mit den Kindern ausschliesslich Bergeller Dialekt. Lenas Vater bleibt beim Französischen. Obwohl die Familie mehrmals im Jahr nach Albanien zu den Verwandten reist, lernt keines der drei Kinder Albanisch. Lena entscheidet sich nach der Oberstufe zuerst für eine Lehre als Fachangestellte Gesundheit. Anschliessend nimmt sie eine zweite Lehre als Medizinische Praxisassistentin auf. Sie arbeitet im Engadin und im Bergell und pendelt für die Berufsschule zweimal in der Woche vom Bergell nach Chur. Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln dauert die Reise mindestens dreieinhalb Stunden.

8.5.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Lena beginnt ihre sprachbiografische Erzählung mit ersten Erinnerungen in Bezug auf ihre Sprache(n). Bis zum Umzug der Familie zurück ins Bergell spielt Italienisch keine Rolle in Lenas Leben, denn sie wächst zu Hause mit Französisch und Bergeller Dialekt auf. Die ersten Erfahrungen im Kindergarten sind gemäss Lenas Erzählung von Momenten sprachlicher Verwirrung geprägt.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »Ehm, parlando italiano_ era una lingua in più che io facevo fatica, dato che parlavo, sì bregagliotto e italiano e francese e non capivo più niente. Mi ricordo anche la maestra che mi diceva: »Ma Lena, ma cosa dici?«. Vabbè.« (L:Z1)

Lena thematisiert damit unmittelbar ihre Erfahrungen mit sprachlicher Herausforderung, die ihre gesamte weitere Erzählung prägen. So äussert sie beispielsweise, dass ihr nicht italienischsprachiger Hintergrund beim Sprechen sofort erkennbar gewesen sei, denn durch das Französische und den Bergeller Dialekt sei in ihrem Italienisch ein ausgeprägtes »Rachen-R« hörbar gewesen. Dafür sei sie zu jener Zeit bespöttelt und belächelt worden. Mit Hilfe von italienischsprachigem Fernsehen versucht Lena sich von diesem Differenzmerkmal zu befreien und sich ein – in ihren Augen – schönes, rollendes R anzutrainieren, das sie von solchen Herabsetzungen der Anderen befreien kann. Wie Lena auch in ihrem Sprachenportrait verschriftlicht, ist die Aussprache ihres unüberhörbaren, markanten »R« aber auch in späteren Jahren in Chur Teil von Lenas sozialen Zugehörigkeitsverhandlungen. Sie verweist dabei auf die Romanischsprachigen, die das »R« ihrer Beurteilung nach auch nicht »sauber« aussprechen. Ein gemeinsamer »Makel«, der sie damit nicht alleine dastehen lässt.

> »[…] a me il france_ il fra_ francese non piaceva, perché appunto mi dava_ anche il bregagliotto mi dava, come ho scritto qua_ la R moscia e_ tempi fa avevo una R bella, bella potente e che tutti ovviamente mi prendevano in giro, ormai vabbè […], quindi a me_ l'it_ volevo l'italiano, volevo una R bella, bella italiana e quindi guardavo solo, solo it_ televisione ital_ italiana […]. […] avevo delle mie compagne di classe che venivano dalle zone romance e quindi ogni tanto […], magari ogni tanto ero_ ero contenta che anche loro avevano un po' la R da_ bregagliotta, e io ero felice che c'erano anche loro.« (L:Z2)

Lena kommt hiernach unverzüglich auch auf ihre Beziehung zum (Schweizer-)Deutschen zu sprechen. Bereits von Anbeginn macht Deutsch als Sprache Lena das Leben schwer und sie sieht sich in der Schule aufgrund dessen innert kurzer Zeit mit Leistungsdruck konfrontiert. Viele ihre Bergeller Mitschüler*innen sprechen schon ein bisschen Deutsch, weil die Eltern entweder Engadiner*innen sind, in Maloja gelebt haben oder einen Elternteil aus der Deutschschweiz haben. Lena hingegen beginnt am Deutschunterricht teilzunehmen, ohne auch nur ein einziges Wort Deutsch zu kennen. Sie erinnert sich an viele Hausaufgaben, viel Grammatik und daran, dass sie sich nicht mal Farbbezeichnungen wie z.B. »rot« merken konnte, weil ihr diese Sprache derartig fremd ist. Im Unterricht versucht Lena, Deutsch zu sprechen. Sobald eine Leistungskomponente wie z.B. eine mündliche Präsentation an das Deutschsprechen geknüpft ist, steht sie unter Druck und fragt sich aufgrund ihrer Misserfolge nur noch, weshalb Deutsch überhaupt existiert. Sie beschreibt Deutsch als eine weitere Sprache, der sie nicht ausweichen kann und die sie unter Druck gezwungenermassen lernen muss.

> »[…] sapevo che dovevo studiarla per andare a scuola, eravamo tutti obbligati_ questo anche è stato brutto, perché eravamo obbligati a sup_ a saperlo a scuola […]. […] ho dovuto studiare, perché ho capito che ci mettevano pressione e […] non ero comunque molto brava in cert_ sapevo par_ capivo il tedesco, ma non ero quella brava, no_ e ho fatto_ capito_ ho fatto molte difficoltà a capire proprio […].« (L:Z3)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Lena spricht in ihrer Erzählung zahlreiche negativ geprägte Erfahrungen an, mit denen sie während der Schulzeit aufgrund ihrer nicht ausreichenden Deutschkompetenz konfrontiert ist. Sie erzählt von Lehrpersonen, die sie vor ihren Mitschüler*innen blossstellen, die nicht an ihre Fähigkeiten glauben und ihre Daseinsberechtigung als Lernende infrage stellen. Sie schreibt ihnen insofern eine *linguizistische* Praxis zu, die Lena zu einer *nicht-bildungssprachigen* Anderen werden lässt, ihr soziale Anerkennung abspricht und damit eine erfolgreiche Teilhabe am Lernen verunmöglicht hat.

> »[…] ho avuto tanti insegnanti, anche a scuola che sono, mmh, non sono razzisti_ sono contro le persone che vengono dalle valli italiane, poschiavini, bregagliotti, mesolcinesi_ avevo l'insegnante che non era cattivo, ma prendeva di mira proprio quella persona, che in quel caso ero l'unica nella mia classe, che mi prendeva in giro, perché non sapevo bene gli articoli del_ delle cose o parlavo in modo mal_ male_ parlavo in modo incorretto il tedesco e ti_ hm ti_ ti faceva vergognare davanti alla classe_ magari nelle presentazioni, o così ti diceva: »Ma lo sai il tedesco?, Ma capisci? […] non passerai mai la scuola, non lo sai il tedesco. Cosa fai qui? […]«. Anche la mia Berufsbildnerin […] mi aveva quasi obbligato ad andare in Ticino, perché non avevo grandi competenze nel tedesco e quindi mi voleva far smettere di andare a Coira e andare in Ticino […], come dire, non mi_ non approvava, invece di tirarmi su, ti_ ti diceva: »Non ce la farai mai« e così […]. […] mi dicevano: »Dov'è la Bregaglia, è in Ticino?«, che io ogni tanto: »Ehm, eh cosa? Cioè la Bregaglia è in_ è nei Grigioni è lì, non è chissà dove.« Lì mi sentivo un po' c_ ma ti sentivi un alieno. È vero, perché nessuno sapeva dov'era_ dov'è la Bregaglia. Dici: »È lì, io so dov'è Coira, perché tu non sai dov'è la_ […]?« Ti sentivi un po' escluso.« (L:Z4)

Sie macht mit diesen Äusserungen zudem deutlich, wie wenig man in Chur das Bergell als zu Graubünden gehörende Talschaft wahrnimmt. Dies sei mit essenzialisierenden Abwertungen von Italienischsprachigen als Andere, Nicht-Bündner*innen bzw. nicht gleichwertige Bündner*innen verbunden. Lena beschreibt Deutsch einerseits als grosse schulische Hürde nicht nur für sie, sondern auch für viele ihrer Freund*innen, die aus dem Bergell stammen. In der Schule im Tal lerne man viel Grammatik, übe aber das Sprechen kaum, was sie angesichts der abrupten Immersion in einen deutschsprachigen Unterricht als wenig hilfreich erlebt. Andererseits kommt gemäss Lena erschwerend hinzu, dass im Bergell lediglich Hochdeutsch gelernt werde, sich der Alltag in Chur aber vorwiegend auf Schweizerdeutsch abspiele. Damit kommt der Sprache neben einer belastenden Leistungskomponente gleichzeitig eine begrenzende und exkludierende soziale Bedeutung zu. Ihre erste Zeit in der Hauptstadt Graubündens verhandelt Lena als einen von Gefühlen der Fremdheit, Ohnmacht und Nichtzugehörigkeit geprägten Abschnitt ihres Lebens.

> »Devo dire che noi a scuola abbiamo sempre_ sempre_ sempre imparato il Hochdeutsch. E all'inizio ho fatto molta fatica. […] molta fatica a capire cosa dicevano questi qua […], proprio il Schwi_ il Schwizerdütsch io all'inizio ho fatto una_ tanta difficoltà proprio a capirlo e a parlarlo. Dicevano_ dici: »Gehen« e l'altro mi dice: »Gohn«, »Cosa vuoi_ cioè? Perché parli così?« Poi quando magari arrivavano da_ da altri posti, non so, altri_ da Zurigo arriva con un altro dialetto, che già non sai il dialetto di qui e mi parli

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> eh_ tanti mi parlavano Hochdeutsch, cambiavano. Anche a scuola mi sentivo sempre una tambèrla, perché ci chiedevano: »Meglio Hochdeutsch o Schwizerdütsch?«, e io dovevo dire per forza Hochdeutsch sennò la lezione non la capivo e quindi ogni tanto ti sentivi un po'_, perché le altre preferiscono lo Schwizerdütsch […].« (L:Z5)

Lena stellt in ihren Schilderungen auch einen Zusammenhang zwischen der Sprach- und der Bildungspolitik Graubündens her und eröffnet signifikante Gerechtigkeitsfragen im Umgang mit den autochthonen Kantonssprachen. Auch während ihrer ersten Erfahrungen im Berufsfeld erlebt Lena viele Patient*innen, die ausschliesslich Deutsch sprechen wollen und dies auch von ihr erwarten. Lena fühlt sich hinsichtlich des Umgangs mit den drei Sprachen im Kanton durchwegs ungerecht behandelt. Die (Aus-)Bildungsvoraussetzungen seien nicht für alle Bündner Lernenden gleich. Während von Italienischsprachigen verlangt werde, dass sie Deutsch auf einem hohen Niveau lernen, könnten sich die Deutschsprachigen im Gegenzug ohne ein einziges Wort Italienisch, geschweige denn Französisch, gut durchschlagen. Lena bekräftigt weiter, dass Italienischsprachige nicht nur generell mit eingeschränkteren Möglichkeiten bezüglich nahegelegener Ausbildungsinstitutionen konfrontiert seien. Für ihre Lehre als Fachangestellte Gesundheit im Besonderen gebe es im ganzen Kanton überhaupt keine italienischsprachige Option.

> »[…] vado a Coira che le persone sanno solo il tedesco, sinceramente. E io arrivata a scuola che non sapevano un_ una parola di italiano, ho detto ma_ cioè giù noi ci facciamo il culo per insegnare il tedesco e voi non sapete una parola e lì io trovo_ ho fatto un discorso con una mia amica che non trovavamo giusto, che a Coira, o cioè_ parliamo di Coira, perché non conosco gli altri posti, che non insegnano un_ o non gliene frega niente delle altre lingue, persone che hanno fatto l'italiano, arrivo lì, non sanno una parola, non sanno fare una frase, o il francese, neanche lì non sanno dire niente e noi siamo lì qua_ quattro anni a, eh sì, studiare, perché se non_ noi non abbiamo il tedesco, noi non abbiamo futuro, come ci dicono […]. […] non ci sono scuole bilingui […], ho capito che siamo a Coira, però siamo nei Grigioni e ci son tre lingue […], appunto non sono bilingue, son solo_ solo in tedesco, non c'è la possibilità di fare una scuola da me i_ nei Grigioni in italiano. Ehm, devo andare per forza in Ticino. Se io volevo fare FaGe dovevo andare in Ticino a farlo in italiano e non penso che a tutti piaccia andare in un altro cantone, lontano da tutti, lontano da_ da chi conosci, soprattutto se hai_ appena uscita dalla scuola e hai quindici anni […] Sembra che sia basato solo sul tedesco, non trovo tanto giusto. Perché alla fine siamo in tanti, qua nei Grigioni che parliamo italiano […].« (L:Z6)

Lena versteht sich identitär aber genauso als Bündnerin wie die Deutschsprachigen und damit zugleich berechtigt, mit ihrem sprachlichen Repertoire vollumfänglich vom bildungsinstitutionellen Angebot profitieren zu können. Sie kommt aber aufgrund ihrer Erfahrungen zum Schluss, dass die gesetzlich verankerte Anerkennung des Italienischen als eine gleichwertige Sprache Graubündens von deutschsprachigen Bündnerinnen zu wenig wahrgenommen wird und sich ebenso wenig auf institutioneller Ebene in den angebotenen (Aus-)Bildungsmöglichkeiten widerspiegelt. Wie Lena in ihren Ausführungen ausdrücklich schildert, stellt das Tessin keine valable (Aus-)Bildungsoption für Bergeller*innen dar. Zum einen, weil man von Lenas Heimatdorf bis z.B. in das tessineri-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

sche Bellinzona eine ziemlich lange Reise auf sich nehmen muss.[5] Zum anderen spricht sie damit eine diskursive symbolische Bewertung und Hierarchisierung der jugendlichen Leistungsbereitschaft an, die mit der Auswahl einer Ausbildung in Graubünden oder dem Tessin zusammenhängt. Im Bergell betrachte man das Tessin als »*Italien der Schweiz*«, als eine Art einfachste Option für die Jugendlichen, die sich der Herausforderung einer Berufslehre, die an ein Deutschlernen geknüpft ist, nicht stellen wollen.

> »[…] mia mamma me lo diceva, anche i_ a scuola ci dicevano_ […]: »No, il Ticino non ti porta niente«. Dicevano che le scuol_ dicevano che era l'_ l'Italia della Svizzera, dicevano. E quindi non s_ se_ se andavi un po'_ se andavi in Ticino semb_ eri quasi visto come uno sfigato […]. »Non sai nemmeno il tedesco, non vai neanche in una scuola un po' difficile, vai in Ticino«. Era un po'_ boh. […] Anche mia mamma diceva: »No, tu in Ticino non ci vai!« Perché voleva_ non so magari il tedesco_ okay, ci son più posti che sanno il tedesco_ in Svizzera è parlato tanto il tedesco e l'italiano magari meno, però quindi appunto in Ticino non potevi andare. Proprio l'han tolto come opzione, non_ ti mettevano delle opzioni, il Ticino non c'era.« (L:Z7)

Lena erzählt – um ihre Ausführungen diesbezüglich weiter zu verdeutlichen – auch die Geschichte eines Freundes, welcher letztlich ins Tessin wechseln muss, weil er beträchtliche Schwierigkeiten mit dem Deutschen hat und die Berufslehre im Bergell nicht erfolgreich beenden kann. Infolge der Auffassung ihrer Eltern ist für Lena das italienischsprachige Tessin keine Option, was zwangsläufig das nächstgelegene Engadin zur Diskussion stellt. Lena äussert in ihrer Erzählung sehr vehement, dass ihr das Engadin überhaupt nicht gefällt und sie sich dort nicht zurechtfindet. Dort seien die Leute verschlossen und Lena kann sich unter keinen Umständen vorstellen, längerfristig im Engadin zu arbeiten, geschweige denn zu leben.

Ihr französischsprachiger Hintergrund – erzählt Lena – ist während der Schulzeit im Bergell mit keiner besonderen Aufmerksamkeit verbunden. Diese Tatsache wird vor dem Hintergrund verständlich, dass Französisch innerhalb des *sprachlichen Marktes* des Bergells eher keinen *Distinktionsprofit* abwirft. Nicht ohne Bedauern stellt Lena fest, dass sie heute fast nur noch mit ihrem Vater Französisch spricht, was für sie auch mit einem immer öfters von Codeswitching geprägten sprachlichen Attritionsprozess verbunden ist. Während Lena über ihren Vater spricht, nimmt sie auch genauer zu seiner nicht französischsprachigen Herkunft Stellung.

> »[…] lui in teoria non è di qua. Mio papà è albanese. Però noi non abbiamo mai avuto_ i _ cioè_ noi non abbiamo mai avuto a che fare con l'albanese, perché mio papà ha sempre parlato francese. Infatti arriviamo in Albania che abbiamo un po' di difficoltà, eh. Però i miei nonni, i miei zii son tutti venuti qua in Svizzera e, o il tedesco, o il francese, o

5 Die Reise vom Bergell ins Tessin ist entweder via Chiavenna über Italien möglich und dauert ca. dreieinhalb Stunden mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Wählt man hingegen den Weg über den Malojapass ins Engadin und schliesslich die Route via San Bernardino, dauert die Fahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln knapp fünf Stunden. Aufgrund eingegrenzter Fahrzeiten der öffentlichen Verkehrsmittel und der kurvigen Bergstrassen weichen junge Bergeller*innen und auch Puschlaver*innen oft auf private Mitfahrgelegenheiten aus.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> l'italiano lo sanno. Quindi, sì mio papà no_ non so perché non ha mai voluto parlarci in albanese.« (L:Z8)

Den Entscheid, weshalb er mit seinen Kindern Französisch und nicht Albanisch spricht, erklärt sich Lena damit, dass ihre Mutter kein Albanisch verstanden hätte. Der Vater habe dazu nie erklärend Stellung genommen. Vorstellbar wäre einerseits, dass negative Zugehörigkeitserfahrungen des Vaters, möglicherweise auch im Zusammenhang mit dem Krieg, diesen Entscheid geprägt haben. Andererseits ist ebenso eine prestigebegründete Erklärung naheliegend, denn im Kontext der Schweiz können die Kinder mehr davon profitieren, wenn sie Französisch anstatt Albanisch sprechen. Diesem Entscheid wohnt sowohl für Lena als auch für ihren Vater eine latente Schwermut inne.

> »Mi dispiace che non l'abbia mai insegnato a noi. Perché poi dice: »Non lo sapete«. »Mmh_ non lo sappiamo, perché tu non ci hai mai parlato in albanese«. Non perché io non ho mai voluto studiarlo.« (L:Z9)

Lena erzählt, dass ihre Familie ein- bis zweimal jährlich Ferien in Albanien verbringt und dort die ganze Familie väterlicherseits trifft. Vor Ort greifen sie für die gemeinsame Kommunikation eher auf die Sprachen zurück, die alle in der Schweiz gelernt haben. Innerhalb dieses familiären Zugehörigkeitsraums fühlt sich Lena wohl; weitet sich dieser hingegen auf ein Leben in Albanien ausserhalb der Familie aus, erlebt sich Lena in ihrer Selbstbefragung diesem Kontext als nicht zugehörig.

> »Con mio nonno e mia nonna parliamo francese, perché anche loro son_ si sono trasferiti qua, poi sono tornati. Ehm, i miei zii lavorano anche a Losanna, quindi francese con loro, ehm, anche i miei cugini e così, perché loro sono cresciuti qua e quindi sanno benissimo la lingua. Eh, ci son cugi_ zii di mio papà_ eh sì, fratelli di mio papà che sono in Ticino, quindi italiano e zii_ sono a San Gallo quindi tedesco. Quindi comunichiamo con tutti alla fine. […] Mi piace_ mi piace vedere i cugini, mi piace parlare con loro tutto quanto però anche mio papà ha det_ cioè mi aveva chiesto_ no, io non riuscirei mai a viverci, non mi sento_ perché non so la lingua, non mi sento_ con loro.« (L:Z10)

Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet Lena im Bergell, besucht die Berufsschule in Chur und kehrt bei jeder Möglichkeit ins Tal zurück. Im Bergell fühlt sich Lena wohl und schätzt es, dass sie die Leute kennt und Bergeller Dialekt sprechen kann. Sie äussert in ihren Ausführungen aber auch das Gefühl, sich für ihr Verbleiben im Tal rechtfertigen zu müssen, womit sie wiederum auf diskursive Verhandlungen im Tal verweist.

> »[…] e invece lavoro in Bregaglia, mi trovo bene, parlo bregagliotto, conosco le persone, le persone mi conoscono. Io mi trovo bene qua, la gente anche se mi dice: »Ma se rimani in Bregaglia, ma dai_«, io mi trovo bene qua. […]. […] Adesso mmh a me piace qua, quindi vorrei rimanere qua, anche se mi dicono che è un po' da_ perché ormai tanti vanno via, sono una delle uniche che sta facendo l'apprendistato qua in Bregaglia e dicono: »Cosa fai qui?«. A me piace qua_ in città a Coira dopo un po' io mi stufo, invece qua_ […]. Sì, mi sen_ sì mi sento a casa.« (L:Z11)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Damit verdeutlicht Lena zugleich ein Gefühl von selbstreferenzieller, sozialer und sprachlicher Zugehörigkeit zum Bergell. Mit ihrer Äusserung »*mi sento a casa*« verdeutlicht sie eine emotionale Betroffenheit zum Tal als für sie sicheren Zugehörigkeitsraum, wo sie sich als vollwertig anerkanntes Mitglied der Gemeinschaft betrachten darf und wo ihr alle Formen von Partizipation zugestanden werden. Innerhalb dieses Raums verfügt Lena ausserdem über die Handlungsfähigkeit, derer sie bedarf, um ihren Vorstellungen entsprechend ein für sie gutes Leben verwirklichen zu können.

Am Schluss ihrer Erzählung wünscht sich Lena, dass Bergeller*innen im Kanton nicht vergessen werden, dass sie von den Deutschsprachigen mehr wahrgenommen werden und ihnen in den Schulen mehr Verständnis für ihre besondere Situation entgegengebracht wird. Diese nahezu anklagend anmutende Äusserung kann einerseits als Protest- und zugleich als Hilfeschrei für das gesamte Bergeller Jugendkollektiv gelesen werden. Andererseits streicht sie Lenas von Erschwernissen und Hürden geprägtes Spracherleben nochmals auf pointierte Art und Weise heraus.

> »[…] che quelle persone capiscano che ci siamo anche noi_ se son_ sembriamo proprio che torn_ veniamo da_ da chissà che mondo, ma appunto che capiscano che ci siamo anche noi e abbiamo difficoltà, anche gli insegnanti. Parlo per le scuole che_ le persone che capiscano che ci siamo anche noi, che noi veniamo per imparare e non da buttarci giù, così proprio da_.« (L:Z12)

8.5.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Lenas Sprachbiografie ist in grossen Teilen von negativen Erfahrungen, Zwang und Ungerechtigkeiten geprägt, die bereits früh in Lenas Kindheit ihren Lauf nehmen. Lenas Leben beginnt in der Westschweiz, wo ihre primäre Sozialisation innerhalb der Familie mit Bergeller Dialekt und Französisch erfolgt. Obwohl Lena die Lokalsprache des Bergells spricht, erlebt sie schon beim Eintritt in den Kindergarten im Bergell die erste Herausforderung mit der Standardsprache Italienisch. Viele Kinder ihres Jahrgangs lernen gemäss Lena – obwohl sie im Bergell aufwachsen – gar keinen Bergeller Dialekt und sprechen ausschliesslich Italienisch. Aufgrund der zweiten Familiensprache Französisch funktioniert der Wechsel vom Bergeller Dialekt zur Standardsprache Italienisch für Lena nicht ganz so selbstverständlich und automatisch, wie das bei vielen anderen Bergeller*innen geschieht. Lena bemerkt schnell, dass die frühe Konfrontation mit mehreren Sprachen für sie mit einem Durcheinander im Kopf einhergeht. Sie stört sich zudem an der Aussprache ihres markanten »Rachen-R«, das sowohl ihrem französischsprachigen Hintergrund als auch dem des Bergeller Dialekts geschuldet ist. Sie erlebt diese besondere sprachliche Artikulationsart als Unterscheidungskategorie, die ihr Anerkennung abspricht und mit einer subtilen Abwertung ihrer Persönlichkeit einhergeht. Um dem entgegenzuwirken, konsumiert Lena ausschliesslich italienischsprachiges Fernsehen. Das habe ihr sehr geholfen, einerseits ihr markantes »Rachen-R« modifizieren zu können. Andererseits sei heute deswegen auch ihr Italienisch besser als z. B. das ihrer Mutter oder ihrer Schwester.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] la televisione mi ha aiutato tanto a imparare l'italiano. Anche per la_ la grammatica, vedo mia sorella che congiuntivi e così boh_, anche mia mamma la vedo che congiuntivi li_ niente, perché guarda_ guardano la televisione in francese.« (L:Z13)

Obwohl das Italienische im Verlaufe ihrer Biografie auf dieselbe Ebene getreten ist, fühlt sich Lena mit dem Bergeller Dialekt nach wie vor am wohlsten, weil sie damit am wenigsten Fehler macht und in Kommunikationssituationen – mehr als in jeder anderen Sprache – in gewünschter Art und Weise präsent sein und teilhaben kann.

Ihre sprachlichen Nichtzugehörigkeitserfahrungen verhandelt Lena hingegen oft auch mit der Begründung äusserer Zwangsverhältnisse. Die im Bergell vorherrschenden Norm- und Wertevorstellungen und die eingeschränkten beruflichen Perspektiven, welche mit der Abgeschiedenheit des Tals einhergehen, zwingen Lena, sich nach Chur auszurichten, und verschliessen ihr gleichzeitig die Option, ins italienischsprachige Tessin gehen zu dürfen. Für Lena selbst wäre es, abgesehen von der geografischen Distanz, wohl kein Problem gewesen, ins Tessin zu gehen, denn dort hätte sie sich aus sprachlicher Perspektive sicherlich wohler gefühlt und wäre möglicherweise auch schulisch erfolgreicher gewesen. Mit dem Wissen, dass Lena nach Chur gehen muss, kommt – in noch zugespitzterer Weise als bereits während Lenas Schulzeit – der Zwang auf, Deutsch lernen zu müssen, um eine Berufslehre absolvieren zu können. Sie sieht sich verpflichtet, Deutsch und auch Englisch zu lernen, um sich eine – wie alle behaupten – respektable (berufliche) Zukunft aufbauen zu können. Lena räumt in ihrer Erzählung auch mehrfach ein, dass es aus heutiger Perspektive sicherlich nützlich war, Deutsch zu lernen. Diese Aussagen sind aber nicht als eigene innere Überzeugung zu lesen, sondern als Zeichen von Ermüdungserscheinungen im fortwährenden Ringen um Erlaubnis, eigene Entscheidungen treffen zu dürfen. Lenas Bedürfnis nach Befreiung aus diesen Zwangsverhältnissen macht sie – in einer fast rebellischen Art – schon von Anbeginn ihrer Erzählung deutlich.

> »[…] non mi piaceva studiare, perché era_ era un obbligo e a me non piace fare le cose che mi dicono e quindi, però alla fine ho_ ho dovuto studiare, perché ho capito che ci mettevano pressione […]« (L:Z14)

In Lenas Sprachbiografie können nur wenige Stellen ausfindig gemacht werden, in denen sie von intrinsischer Motivation bewegte Äusserungen im Zusammenhang mit der Bedeutung ihrer Sprache(n) macht. Lena ist es in erster Linie wichtig, dass sie ihre Sprachen dafür nutzen kann, um mit ihren Patient*innen in Kontakt treten zu können und um deren Bedürfnisse besser zu verstehen. In diesem Zusammenhang hat sich für sie der – wie andere denken – »unnützliche« Bergeller Dialekt bis anhin als am nützlichsten erwiesen.

> »[…] do tanta importanza alle lingue, soprattutto per comunicare e sapere cosa vuole una persona, che cosa ha bisogno e perché e anche qui ho scritto_ un giorno sta_ ho lavorato ehm centro sanitario Bregaglia, nel reparto demenza e mmh, purt_ e giù da noi […] ci sono tanti dipendenti italiani, che quindi vengono dall'Italia e il bregagliotto non lo sanno e invece giù abbiamo tante persone malate di demenza qui in valle e

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> una signora mi aveva tanto ringraziata, perché sono la unica che sa il bregagliotto e ha detto: »Grazie m_ molto che sai il bregagliotto, che sai di qua e grazie di aiutarmi«. Ho capito che_ che è bello sapere anche il bregagliotto, perché sembra un p_ magari una_ una cavolata, ma alla fine a delle persone serve_ ho capito che più par_ più so più so parlare, più so interagire, mmh più riesco a far felice una persona, più posso essere in empatia con lei.« (L:Z15)

Lenas Beziehung zur deutschen Sprache ist hingegen mit vielen Nichtzugehörigkeitserfahrungen verbunden. Sie beschreibt das Deutschlernen einerseits als grosse, fast nicht meisterbare Herausforderung, weil es eine so andere Sprache ist als Italienisch und Französisch. Besonders die anspruchsvolle Grammatik, der während der Schulzeit ihres Erachtens zu viel Bedeutung beigemessen wird, ist für Lena nur schwer erlernbar. Den Tropfen auf den heissen Stein stellt für Lena aber der plötzliche und offenbar unerwartete Wechsel vom Hochdeutschen zum hauptsächlich schweizerdeutschen Alltag dar. Während ihrer ersten Berufslehre, als Fachangestellte Gesundheit, erlebt Lena das Deutsche als besonders grosse Hürde. Einerseits, um schulisch zu reüssieren, andererseits auch, um Zugang zu ihren Mitschüler*innen in Chur zu finden. Ihre negativen Erlebnisse im Zusammenhang mit dem Deutschen sind einerseits sicherlich der Tatsache geschuldet, dass Lena während dieser ersten Jahre in Chur noch um einiges schlechter Deutsch spricht als heute in ihrer zweiten Lehre als Medizinische Praxisassistentin. Andererseits hebt Lena aber auch in einem deutlichen Tonfall, der die Wichtigkeit dieses Anliegens bekräftigt, hervor, dass der sehr unterschiedliche Umgang mit den kantonalen Sprachen innerhalb der beiden Berufsschulen viel zu ihrem (Un-)Wohlbefinden beigetragen hat. Während man in der einen Berufsschule kaum Rücksicht auf eine anderssprachige Schülerschaft nimmt und sowohl die Lehrpersonen als auch Berufsbildner*innen Lenas Daseinsberechtigung aufgrund der nicht ausreichenden Deutschkompetenz infrage stellen, pflegt die zweite Berufsschule einen respektvolleren und selbstverständlicheren Umgang mit Anderssprachigkeit und Lena kann sich – trotz anhaltender Schwierigkeiten im Deutschen – willkommener und anerkannter fühlen.

Lena lernt im Churer Alltag rasch, dass ihre deutschsprachigen Mitschüler*innen das Schweizerdeutsche präferieren, und heute niemand mehr wegen ihr aufs Hochdeutsche umstellen. Überraschenderweise spreche sie heute selbst auch lieber Schweizerdeutsch, denn da bestehe der Anspruch nach fehlerfreiem Sprechen nicht.

> »[…] sento che se fai un errore grammaticale non_ non gliene frega niente, invece se inizio già a parlare Hochdeutsch, okay, devo stare attenta al_ devo di_ diminutivo, al nominativo devo_ al congiun_ devo fare tutti gli articoli e der, das, dem. Schwizerdü_ Schwizerdütsch non gliene frega niente a nessuno, invece Hochdeutsch sei già lì: »Oddio, devo essere_«.« (L:Z16)

Lena positioniert sich in der Erzählung auch – was im Widerspruch zur obigen Aussage steht – als Person, die sich heute frei zu sprechen traut und die ihren Fehlern keine Bedeutung zumisst. In besonderen Situationen, z.B. wenn fremdsprachige Touristen ins Spital kommen, sieht Lena heute auch die Vorteile, die ihre Mehrsprachigkeit mit sich bringe. Sie kann z.B. oft aushelfen, wenn ihre Kolleg*innen sich die sprachliche Her-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ausforderung mit den fremdsprachigen Patient*innen nicht zutrauen bzw. keine Lust darauf haben.

> »[…] anche solo in ospedale quando ci sono turisti: »Lena, vai tu, sai tu_ sai tu la lingua, chiama tu, fai tu«, perché le altre, boh non c'hanno vogl_ o non c'hanno voglia di studiare o_ quindi lo trovo un vantaggio, cioè più lingue sai, più hai un vantaggio incredibile, secondo me.« (L:Z17)

Trotz dieser bemächtigenden Situationen ist Lenas Spracherleben eher von tiefgreifenden Herausforderungen gekennzeichnet. Auch ihre Familiensprache Französisch erlebt Lena in ihrem eigenen Lebenskontext nicht unmittelbar als Ressource, sondern sieht sich damit eher mit erschwerten Bedingungen konfrontiert. Während ihrer Kindheit im Bergell bekommt sie dafür nicht besondere Aufmerksamkeit, denn Französisch spielt im Bergeller Kontext keine Rolle, sondern verstärkt lediglich ihr Rachen-R, das sie nicht haben möchte. Lässt man Lenas Gesamterzählung Revue passieren, wird ausserdem deutlich, dass Französisch auch in Lenas aktuellem Leben nicht an Wichtigkeit gewinnen konnte. Lena erkennt darin keinen bedeutenden zusätzlichen Vorteil für ihr Leben. Sie sieht Französisch als eine ihrer »Muttersprachen«, die zu ihr gehört und die sie während der Ferien in Frankreich gut brauchen kann, die sie sonst aber nur noch wenig spricht. Vor dem Hintergrund des Sprachenprestiges, das dem Französischen im nationalen Kontext der Schweiz zugesprochen werden kann, hätte man für Lena in Bezug auf die (Aus-)Bildungschancen einen gewissen sprachlichen Vorteil annehmen können. Für Lena spielt aber der prestigelosere Bergeller Dialekt eine viel gewichtigere Rolle. Möglicherweise wäre für sie sogar mit dem Albanischen mehr Handlungsfähigkeit resultiert, z.B. während der alljährlichen Familientreffen im Herkunftsland des Vaters. Mit ihrem die Erzählung abschliessenden Appell, »*Ci siamo anche noi!*«, an die Bündner Schulen und die dort involvierten Bildungsakteur*innen macht Lena nochmals vehement deutlich – mehr, als dass sie sich damit als sprach- und bildungspolitisch interessierte Person positionieren möchte –, dass ihre (Sprach-)Geschichte die Geschichte von vielen Bergeller*innen ist und es nicht geschehen darf, dass Menschen trotz vollwertiger kantonaler Zugehörigkeit im eigenen Kanton mit Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen konfrontiert sind.

8.5.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Ich erzähle einer meiner Freundinnen vom anstehenden Studienprojekt. Sie erwähnt, dass sie in Chur mit zwei Bergellerinnen zur Schule gegangen ist und diese bezüglich möglicher Interviewteilnehmer*innen kontaktieren könnte. Eine der beiden ehemaligen Mitschülerinnen antwortet und schickt meiner Freundin die Telefonnummer einer Bekannten, bei der wir nachfragen können. Ich melde mich telefonisch bei dieser Person und finde heraus, dass sie in der Deutschschweiz aufgewachsen ist und erst seit einigen Jahren im Bergell wohnt. Sie passt deshalb nicht wie vorgesehen ins Studiensample. Sie gibt mir aber einen weiteren Kontakt an, der mich schliesslich zu Lena führt. Im Mai 2019 schreibe ich Lena zum ersten Mal per Whatsapp. Sie fragt nach, worum es sich beim Interview handelt. Ich erkläre ihr die Hintergründe der Studie und sie be-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

stätigt ihre Teilnahmebereitschaft. Drei Monate später schreibe ich Lena nochmals mit Terminvorschlägen für das Interview. Lena antwortet vorerst nicht. Ich versuche es einige Tage später nochmals per E-Mail, worauf sie rasch antwortet und erklärt, dass ihr Mobiltelefon nicht richtig funktioniert. Leider passt für Lena keiner der von mir vorgeschlagenen Termine, da sie nur jeweils donnerstags in Chur ist und am Abend wieder ins Bergell fährt. Ich biete Lena an, sie im Bergell zu treffen, und wir finden mit dem 13. Oktober 2019 einen passenden Termin. Ich frage Lena noch, ob sie im Tal einen ruhigen Ort kenne, wo wir das Interview führen können, und sie schlägt mir ein Hotel im Tal vor. Dankbar für diesen Vorschlag rufe ich im Hotel an und frage nach einer Möglichkeit, uns einen ruhigen, passenden Ort für das Interview zur Verfügung zu stellen. Man versichert mir, dass dies kein Problem sei. Als meine Forschungskollegin und ich im Hotel ankommen, begrüsst uns eine Frau sehr freundlich und stellt sich als Mutter von Lena vor. Ich erfahre, dass sie das Hotel selbst führt. Sie richtet uns aus, dass Lena noch zu Hause ist, aber in den nächsten Minuten nachkommen sollte. Wir werden in den oberen Stock, in einen grösseren Saal mit mehreren Tischen begleitet. Wir bedanken uns und warten, bis Lena einige Minuten später eintrifft. Lena und ich kennen uns nicht und treffen für das Interview das erste Mal aufeinander. Meine Forschungskollegin und ich stellen uns vor und beschreiben, dass wir während der kommenden vier Jahre an dieser Studie arbeiten werden. Ich erkläre Lena, dass ich mich für Menschen aus Italienischbünden interessiere und meine Forschungskollegin sich mit Romanischbündner*innen beschäftigt. Lena entschuldigt sich, dass sie ein bisschen müde sei, weil sie am Tag zuvor an der »*Castagnata*«, am Kastanienfest des Tals, bis spät in die Nacht gefeiert habe. Lena arbeitet knapp 20 Minuten am Sprachenportrait und beginnt danach ihre freie Erzählung, die 14 Minuten dauert. Lena wirkt sehr offen und authentisch auf mich. Sie hat einen emotionalen Erzählstil. Bereits während des Interviews wird mir klar, dass Lena in Zusammenhang mit Sprache(n) viele Diskriminierungserfahrungen erlebt hat. Das gesamte Interview dauert 53 Minuten. Danach verabschieden wir uns von Lena und ihrer Mutter und nehmen die kurvige Fahrt zurück ins Engadin auf.

Bei der Analyse von Lenas Interview tritt für mich deutlich hervor, dass es Lena von Anbeginn ein Anliegen ist, uns ihre Situation möglichst entschlossen und ehrlich zu schildern, um die gegenwärtigen Gegebenheiten damit vielleicht verändern zu können. In ihrer Emotionalität schwingt die Hoffnung bzw. leise Erwartung mit, dass ihre Realität gehört wird und – mittels dieser Studie – den für Lena offensichtlichen sprachlichen Ungerechtigkeiten im Kanton entgegengewirkt wird. Ihre Vorwürfe richten sich insbesondere ans (Aus-)Bildungssystem und an die daran beteiligten Akteur*innen, wie z.B. Lehrpersonen oder Ausbildner*innen. Gerade ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit der Sprache Deutsch sind unmissverständlich negativ geprägt, sodass es umso überraschender wirkt, als Lena dem Deutschen an einzelnen Stellen – wenn auch nur widerwillig und ohne intrinsische Überzeugung – doch zuspricht, eine schöne Sprache zu sein. Deren Nutzen ausserhalb der Schweiz stellt Lena aber weiterhin in Zweifel.

> »[…] adesso mi piace_ è una_ è carina come lingua, dai, un po' tosta, però è bella, ehm, comunque do tanta importanza al tedesco, perché ho capito che è molto importante saper il tedesco_ qui in Svizz_ qua in Svizzera e poi andando via non serve a niente.« (L:Z18)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

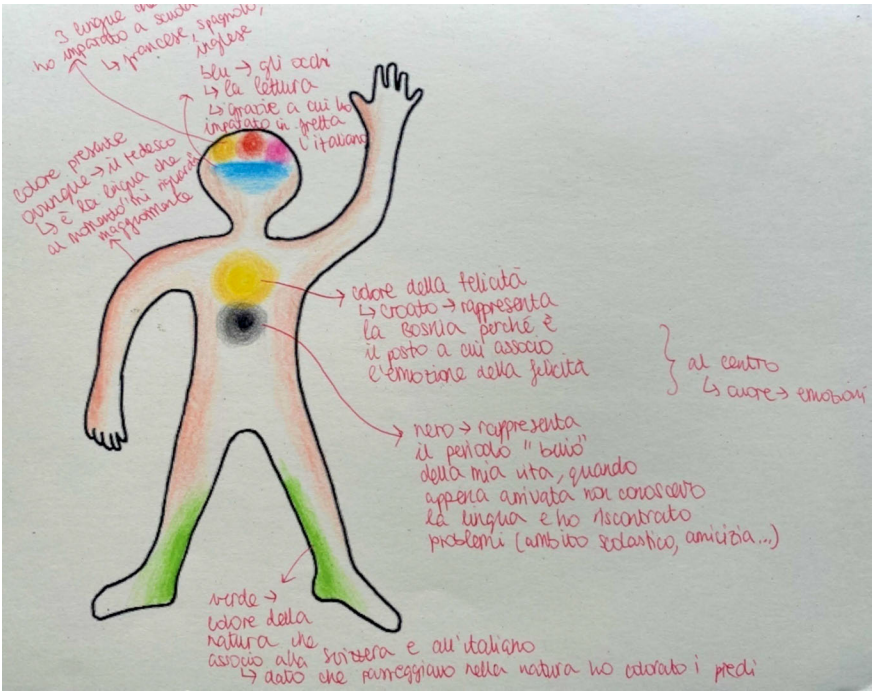
Möglicherweise fühlt sich Lena aus einem Anstandsgefühl heraus verpflichtet, weil wir als Forschungsteam untereinander Schweizerdeutsch gesprochen haben, auch etwas Anerkennendes über die Sprache Deutsch vorbringen zu müssen, oder sie schreibt dem Deutschen inzwischen eine zweckmässige Daseinsberechtigung in ihrem Leben zu. Ihre Aversion gegen das Deutsche verdeutlicht Lenas des Weiteren auch in einer ablehnenden Haltung dem für sie deutschsprachigen Oberengadin gegenüber. Lenas Einstellung ist, was dies betrifft, wiederum so gefestigt und unverrückbar, dass sie sich auch im Wissen um die Herkunft meiner Forschungskollegin ihr lediglich entschuldigend zuwendet, aber bei ihrer Überzeugung bleibt.

> »L'Engadina, io mi dispiace, ma non mi piace. Anche mia mamma mi diceva: »Ma vai a lavorare in Engadina«, »No!«_ Non_ non mi_ non mi ci trovo nell'Engadina. Non_ anche_ mi sembra che le persone siano chiuse, in Engadina, senza offesa. […] non_ non mi piace proprio, uno come posto, e come le persone non mi piacciono_ quando ho lavorato una settimana a Samedan mi sembrava proprio di_ che noia, che_ che palle. […].« (L:Z19)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.6 Samanta – »*La tua lingua è un po' quella cosa che ti rimane dentro*«

Abb. 25: Samantas Sprachenportrait



Die ersten zehn Lebensjahre verbringt Samanta in einer kleineren Stadt in Bosnien-Herzegowina. Der Vater nimmt, als Samanta vier Jahre alt ist, eine Arbeit in der Schweiz an und lebt lediglich einige Monate im Jahr mit der Familie in Bosnien-Herzegowina. Weil auch die Mutter noch mitten im Studium ist und arbeitet, wachsen Samanta und ihr jüngerer Bruder vorwiegend mit den Grosseltern mütterlicherseits auf, die im selben Haus wohnen. Die Familiensprache ist Kroatisch. Samanta nennt die Familiensprache in ihrer Erzählung manchmal auch Serbokroatisch oder Bosnisch. Im Sommer des Jahres 2010 zieht die Familie in die Schweiz zum Vater und lässt sich in einem Dorf im südlichen Misox nieder, nahe der Tessiner Grenze. Nach der Primar- und Sekundarschule absolviert Samanta die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium und zieht mit 16 Jahren schliesslich nach Chur. In der Hauptstadt besucht sie die italienischsprachige, gymnasiale Abteilung der Bündner Kantonsschule. Nach der Matura schreibt sich Samanta für das Studium der Rechtswissenschaften in Zürich ein. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt sie seit wenigen Monaten in einer Wohngemeinschaft mit zwei anderen befreundeten Misoxerinnen in Zürich und steht kurz vor den ersten Semesterprüfungen an der Universität.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.6.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Samantas Erzählung beginnt mit Erinnerungen ans Fernsehen bei den Grosseltern zu Hause in einer Gemeinde Bosnien-Herzegowinas. Die Filme und TV-Serien, die Samanta damals schaut, sind – wie sie erzählt – nie in ihrer Sprache, sondern werden mit Untertiteln übersetzt. Zu dieser Zeit kann Samanta noch nicht lesen und versteht den Inhalt der Sendungen jeweils nur, wenn ihr jemand die Untertitel vorliest. Daneben verbringt Samanta viel Zeit mit ihrem ein Jahr jüngeren Bruder, mit dem sie seit jeher eine sehr innige Beziehung pflegt.

> »[…] noi due eravamo cresciuti insieme, eravamo inseparabili come dei gemelli che quando io dovevo partire per la scuola, abbiamo_ abbiamo vissuto quasi un trauma […], perché comunque eravamo molto uniti e ci siamo sempre sostenuti a vicenda.« (S:Z1)

Diese Verbundenheit zu ihrem Bruder spielt eine grosse Rolle in Samantas Erzählung. Sie konstruiert beide als unzertrennliche Gemeinschaft, die – auch in schwierigen Zeiten – am gemeinsamen *Commitment* des »Zueinanderhaltens« festhält. Bis zum Ende der fünften Primarschulklasse bleiben die Geschwister und die Mutter in Bosnien-Herzegowina und ziehen für das darauffolgende Schuljahr zum Vater in die Schweiz, ins bündnerische Misox. Samanta spricht von ersten Erinnerungen an die Ankunft in der Schweiz und davon, dass sie sich sehr auf dieses neue Leben als wiedervereinte Familie freut. Samanta und ihr Bruder besuchen im Sommer einen Sprachkurs mit zwei anderen Kindern aus Brasilien, um mit basalen sprachlichen Vorkenntnissen in die Schule eintreten zu können. Trotz des Altersunterschieds werden Samanta und ihr Bruder im Misox in dieselbe Primarklasse eingeteilt, worüber Samanta sich sehr freut. Die erste Zeit in der Schweiz beschreibt sie als eine lange, harte Zeit, denn die Realität in der Schule entspricht nicht im Geringsten der Vorstellung, die sie sich von einem glücklichen Leben in der Schweiz gemacht hatte.

> »[…] all'inizio è stato molto difficile, perché ero sempre abituata a partecipare, all'inizio i primi giorni non capivo veramente niente, stessa cosa mio fratello […]. Più che altro ho avuto tanti problemi con amicizie, perché a undici anni, dodici, è un po' quell'età in cui tutti i ragazzi si erano già creati dei gruppi e non avevano nessuna intenzione di conoscere qualcuno di nuovo, appena arrivato e che non parla la lingua ed aveva una cultura abbastanza diversa da quella che_ che caratterizzava loro, quindi erano tutti molto scettici e non_ non ci parlavano mai e c'erano sempre un po' i soliti bulletti, che ci prendevano in giro, se dicevamo qualcosa di sbagliato, quando tentavamo di parlare in classe, iniziavano a prenderci in giro per quello che dicevamo oppure soprattutto per l'accento, perché avevamo un accento molto molto marcato, che ormai è rimasto però è_ hanno_ era davvero difficile perché ero abituata, ero_ mi piaceva avere comunque tanti amici e così e mi ero sempre fatta delle aspettative diverse sulla Svizzera, perché l'ho sempre visto come un posto in cui avrei incontrato la felicità totale, dato che siamo uniti con il padre e pensavo che sarebbe stato tutto facile. Non ho mai pensato che ci sarebbero state queste difficoltà. L'unica difficoltà che preve-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

devo era la lingua e la scuola, però non_ neanche in ambito delle amicizie. Per un bel po' è stata dura.« (S:Z2)

Samanta, die sich bis anhin als gute Schülerin betrachtet und viele Freund*innen hat, erlebt in der Schule im Misox eine Erschütterung dieses Selbstbildes. Sie kann aufgrund der für sie fremden Sprache dem Unterricht nicht folgen und nicht wie gewünscht daran partizipieren. Was sie aber noch entmutigender empfindet, ist die nicht vorhandene Bereitschaft und Offenheit der Anderen, sie und ihren Bruder kennenlernen zu wollen. Sie hebt in der Erzählung die Unterschiedlichkeiten, die sie damals so vehement zu spüren bekommt, hervor und positioniert sich selbst als sprachlich-kulturelle Andere. Gerade die Unterschiede im Sprechen, insbesondere ihr markanter Akzent, verweisen auf Samantas eingeschränktes sprachliches und soziales Kapital, um sich in diesem Kontext Anerkennung verschaffen zu können. Die Art und Weise, wie sie spricht, wird von ihren Mitschüler*innen mit herkunftsmarkierenden Annahmen versehen und schreibt sie als *Migrationsandere* fest, mit denen niemand etwas zu tun haben möchte. Mit ihren ergreifenden Ausführungen macht Samanta deutlich, wie sehr ihre damaligen Vorstellungen eines glücklichen Lebens in der Schweiz im Widerspruch zu ihrem tatsächlichen Erleben im Misox stehen. Eine bedrückende Zeit, die sie auch in ihrem Sprachenportrait mit einem schwarzen Kreis in der Herz- und Magengegend der Silhouette abbildet.

Samanta erinnert sich, dass sie zu dieser Zeit das Lesen für sich entdeckt und merkt, dass sie damit rasch Italienisch lernen kann. Sie verschlingt also dicke Bücher in wenigen Tagen und bereits für das erste Semesterzeugnis schafft Samanta es, alle ihre Schulnoten zu verbessern. Damit verdeutlicht Samanta ihre Auflehnung gegen diesen Positionierungszwang als »schlechte Schülerin« und als *Migrationsandere*. Sie erzählt, dass sie sich damit von gewissen Identitätszuschreibungen distanzieren kann, denn mit dem Aneignen sprachlicher Fähigkeiten entschärft sich die Situation mit ihren Mitschüler*innen ein bisschen. Mit einigen Kindern kann Samanta Kontakt aufbauen, andere bleiben aber weiterhin misstrauisch und geben ihr und ihrem Bruder keine Chance, sich besser kennenzulernen. Der Umstand, dass ihre Mitschüler*innen Dialekt untereinander sprechen, erschwert es Samanta zusätzlich, sich ins soziale Geschehen einfügen zu können.

»Più che altro era un po' complicato, perché quando non_ era ancora più difficile da capire, perché loro, dato che comunque è una valle, a Roveredo parlavano quasi tutti in dialetto fra di loro e io lì ero persissima, perché se sapevo qualcosa di italiano non riuscivo comunque a seguir bene tutti i discorsi, perché con il dialetto non ero per niente, eh, abituata e a conoscenza e mi ricordo che c'erano anche un paio di maestri che ogni tanto avevano questo vizio, per così dire, di parlarci in dialetto alle lezioni e era anche un po' un problema, perché già dovevo imparare l'italiano e poi ogni tanto diceva qualcosa in dialetto e io mi perdevo ancora di più.« (S:Z3)

Diese Erzählpassage macht sowohl aus sozialer als auch institutioneller Perspektive deutlich, wie sich von Diglossie geprägte sprachliche Verhältnisse machtvoll auf die einzelne Person auswirken können. Im Fall von Samanta bringen diese sie weiter in Bedrängnis und verstärken ihre Orientierungslosigkeit und ihr Gefühl, nicht dazuzu-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

gehören. In den verbleibenden zwei Primarschuljahren gelingt es Samanta nicht – wie sie erzählt –, sich in ihrer Klasse in eine Gruppe zu integrieren oder Freundschaften aufzubauen. Sie verbringt ihre Zeit vorwiegend mit ihrem Bruder und den beiden brasilianischen Knaben, die sie aus dem Sprachkurs kennt. Mit ihnen sei es von Anbeginn einfacher gewesen, sich anzufreunden. Denn auch sie sind »Ausländer«, genau wie sie und ihr Bruder.

> »[…] con loro abbiamo creato un bel rapporto, perché poi comunque quando tornavo da scuola e così con loro, dato che erano tutti stranieri […], essendo già loro stranieri avevano un po' una mentalità diversa rispetto ai ragazzi della mia scuola che comunque volevano tanto stare per loro_ per i loro fatti e non conoscere qualcuno di nuovo e di diverso, diciamo, mentre loro erano diversi, come noi per così dire. Quindi con loro ci siamo integrati subito. E giocavamo sempre insieme ed è anche grazie a loro che ho imparato in fretta la lingua, perché comunque a parlare ti aiuta tanto […].« (S:Z4)

Samanta konstruiert hier über das gemeinsame »Anderssein« und geteilte Nichtzugehörigkeitserfahrungen ein neues »Wir«, das ihr und ihrem Bruder zu dieser Freundschaft verhilft. Sie schreibt den beiden brasilianischen Knaben aufgrund ihrer Migrationserfahrung zu, offener Neuem gegenüber zu sein. Eine Eigenschaft, die sie auch ihrem eigenen Selbstverständnis zuschreibt.In dieser Wir-Gruppe ist die gemeinsame Sprache Italienisch, was für Samanta ein gutes, hemmungsloseres Übungsfeld darstellt.

Samanta erzählt auch von schönen Erfahrungen, die sie im Misox macht. Sie findet z.B. unerwartet Zugang zur Natur. Eine Landschaft, die sich sehr von der unterscheide, die Samanta aus ihrer Heimat in Bosnien kennt.Sie erinnert sich, dass sie zu dieser Zeit viele Spaziergänge unternimmt.

> »[…] era tutto così tanto pulito, perché comunque ero abituata a vedere un po' di sporcizia ovunque, mentre qua non c'è niente per terra, neanche una singola carta, almeno in Mesolcina è davvero molto pulito, ed ero un po' scioccata da questa cosa e poi anche la natura, le montagne, ad esempio dove abitavo in Bosnia non avevamo dei bei sentieri, in cui andare a fare delle passeggiate o sì, più che altro si andava a passeggiare la sera un po' per le vie del paese, ma non_ oppure si andava in città a far le passeggiate la sera in piazza, ma non nel bosco, come fanno qua. E anche lì mi_ mi era molto piaciuto_ piaciuta la natura, avevo iniziato a_ a fare anche spesso delle passeggiate, perché comunque […] in tutta la Mesolcina ci sono un sacco di sentieri belli e lì ho iniziato a passeggiare tanto.« (S:Z5)

Samanta stellt Differenzen zwischen Bosnien und der Schweiz dar, die sich einerseits in das stereotypisierte Narrativ der »ordentlichen, sauberen Schweiz« einordnen lassen. Gleichzeitig verweisen sie auch auf eine von ihr auf andere Weise perzipierte Lebensweise. Während Menschen in der Schweiz – in Samantas Perspektive – eher die Natur bzw. den Wald aufsuchen, um Spaziergänge und Wanderungen zu machen, wählt man in Bosnien-Herzegowina das Stadtzentrum. Mit der Übernahme solch »schweizerischer« Freizeitbeschäftigungen möchte Samanta verdeutlichen, dass sie sich auf diesen »neuen« Zugehörigkeitsraum eingelassen hat und Gefallen daran findet.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

In der Oberstufe eröffnet sich für Samanta eine neue Möglichkeit, sozialen Anschluss zu finden, weil die Jugendlichen aus dem ganzen Tal in unterschiedliche Klassen eingeteilt werden und die bestehenden Gruppen neu gemischt werden. Endlich gelingt es Samanta, sich sozial einzufügen und Freundinnen zu finden. In der Erzählung unterstreicht sie insbesondere die veränderte Beziehung zu einer Freundin, mit der sie nach der Sekundarschule das Zimmer in Chur teilt und die ihr heute besonders wichtig ist. Früher sei genau diese Freundin eine der Mitschülerinnen gewesen, die Samanta in der Primarschule meiden und nie mit ihr sprechen. Weil sie in der Sekundarschule aber die beiden Einzigen sind, die sich bereits aus der Primarschule kennen und nach Chur ins Gymnasium wechseln, sehen sie sich gezwungen Zeit, miteinander zu verbringen. Dank dieser Umstände entdecken die beiden jungen Frauen die positiven Seiten voneinander, was in einer bis heute währenden Freundschaft mündet.

In Chur angekommen, sieht sich Samanta zwar auch mit Herausforderungen im Zusammenhang mit dem Deutschen konfrontiert. Im Unterschied zu vielen anderen Misoxer*innen sieht sie diesen aufgrund ihrer früheren Erfahrungen mit dem Italienischlernen aber mit einer gewissen Unbeschwertheit entgegen.

> »[…] a Coira pensavo: »Vabbè, tre anni qua, entrerà benissimo il tedesco«, ma mi sono un po' sbagliata per il fatto che eravamo una classe italiana ed eravamo sempre insieme e uniti, comunque ho conosciuto un po' di gente tedesca e ci giravo con loro così ogni tanto, però ad ogni modo stavo molto di più con quelli che abitavano in convitto che facevano parte del Coro italiano e quindi alla fine la lingua_ nessuno di noi non l'ha imparata chissà quanto bene […], noi comunque siamo molto rimasti sempre uniti, anche a scuola, alla fine non avevamo tantissime lezioni di tedesco, la maggior parte era in italiano oppure i maestri parlavano l'italiano e […] quindi alla fine, eh, il tedesco non_ non avevo imparato benissimo, nel senso ero migliorata a rispetto come era alle medie però, non che dopo la Kanti lo sapevo parlare perfettamente come mi immaginavo all'inizio, perché pensavo che sarebbe stato uguale, come per la lingua italiana, che l'avrei imparato in qualche mese, ma è stato un po' diverso, diciamo.« (S:Z6)

Obwohl Samanta diese trügerische Sorglosigkeit bezüglich des Deutschen nochmals aufgreift, beschäftigt sie zu diesem Zeitpunkt der Erzählung weniger die Situation mit den Sprachen, sondern die Beziehung zu ihrem Bruder. Diese erfährt durch die örtliche Trennung der Geschwister eine erste einschneidende Belastungsprobe. Während Samanta in Chur selbstständig wird und ihr Leben selbst organisieren muss, verbleibt ihr Bruder im Misox bei den Eltern. Samanta erinnert sich, dass es für beide einige Zeit braucht, um sich mit der neuen Situation zurechtzufinden. Erst das erneute Teilhabenlassen an persönlichen Erlebnissen führt die Geschwister wieder näher zueinander.

> »Ci siamo un po' staccati quando io sono andata a Coira […], quando sono arrivata a Coira per un certo periodo non avevamo_ cioè parlavamo ancora, però non eravamo così tanto legati e lui non conosceva anche tutte le cose che io facevo a Coira e io non sapevo nemmeno cosa combinava lui e così. Poi però dopo, diciamo verso l'inizio della sesta, quindi dopo i primi due anni a Coira, abbiamo legato, perché più che altro anche lui è cresciuto e_ perché era_lui era sempre un po' rimasto di quella mentalità

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> da bambino e io dato che ero a Coira comunque av_ avevo già un'altra mentalità, poi però quando ero in sesta e lui era già molto più simile a me, in questo senso, e quindi potevamo parlare di tutto e gli raccontavo ogni singola cosa e sapevo che era proprio la persona che non mi avrebbe mai giudicata e sarebbe sempre stata lì pronta a darmi una mano e quello è stato bello.« (S:Z7)

In diesem Zitat konstruiert Samanta ein Differenzverhältnis zu ihrem Bruder, der zu Samantas Zeiten in Chur nicht mehr zu ihrer »Wir-Gruppe« gehört. Sie legitimiert diese emotionale Distanzierung damit, dass ihr Bruder mit dem Verbleiben im Tal nicht an diesem Prozess des Erwachsen-Werdens teilnimmt, das im Tal diskursiv mit dem »Nach-Chur-Gehen« verhandelt wird. Trotz dieser kurzfristigen emotionalen Entfernung verdeutlicht Samanta, dass sie dieses »Zusammengehörigkeits-Commitment« mit ihrem Bruder als unerschütterlich betrachtet. Jetzt, wo Samanta in Zürich lebt, gelinge es ihnen besser, mit der Distanz umzugehen, weil sie die Situation – getrennt voneinander zu sein – bereits kennen. Ihr Bruder habe Samanta bereits in Zürich besucht und sie würden sich nach wie vor sehr nahestehen.

Was Samanta aber in verschärfter Weise erst in Zürich realisiert, ist, dass sie viel schlechter Deutsch kann als ihre Kommiliton*innen. Gerade das Studium der Rechtswissenschaft ist in Samantas Augen besonders »sprachlastig« und erfordert einen ganz spezifischen Sprachcode. Im Vergleich zu ihren Mitstudierenden muss Samanta sehr viel Zeit für die Lektüre von Texten investieren, weil sie viele Wörter übersetzen muss und die genauen Textinhalte erst nach wiederholtem Lesen richtig erfassen kann. Dazu kommt das Schweizerdeutsche, das für Samanta eine weitere sprachliche Hürde darstellt, die sie in Zürich – anders als in Chur – noch nicht erfolgreich überwinden kann.

> »[…] ho conosciuto un'amica che parla tedesco e parliamo in Hochdeutsch per intanto, più che altro perché qui a Zurigo è un po' uno svizzero-tedesco diverso e a volte ho paura che_ già io spesso mi capita di inventare delle parole, se poi devo pure con lo zurighese, non quello di Coira, ho paura che diventa ancora una_ ancora peggio sto miscuglio. Quindi per intanto parliamo in Hochdeutsch.« (S:Z8)

Ohne den sicheren Zugehörigkeitsraum, der für Samanta in Chur über die anderen Italienischsprachigen gewährleistet ist, fühlt sich Samanta in Zürich erneut mit sprachlichen Verunsicherungen konfrontiert. Die Standardsprache fungiert hierbei – einmal mehr – als kommunikativer Rettungsanker. Auf ihre Beziehung zu den anderen italienischsprachigen Bündner*innen in Zürich angesprochen, macht Samanta deutlich, dass sie sich einerseits genauso als Italienischsprachige und als Teil der Bündner Italianità versteht. In ihren Aussagen wird aber andererseits auch deutlich, dass ihrer Zugehörigkeit bzw. ihrer Mitgliedschaft zu diesem identitären Selbstverständnis, *Grigionitaliana* zu sein, auch Grenzen gesetzt sind.

> »Sì, sì, è rimasto. Molto simile a Coira, diciamo. […]. […] Una cosa che hanno in comune è che tutti adorano un po' prendersi in giro a vicenda per le proprie valli. Quello l'ho notato. Però trovo anche che_ trovo bello che ognuno abbia un po' il suo dialetto particolare e quello è anche interessante. Comunque sentire la differenza, poi mi diverto anche quando sento parlare in dialetto uno di Mesolcina, uno di Poschiavo […].« (S:Z9)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Werden beispielsweise die Dialekte zur Diskussion gestellt, nimmt Samanta eher eine unbeteiligte, beobachtende Position ein und es wird verständlich, dass sie sich in diesem Zusammenhang – als Nichtdialektsprachige – als nicht ebenbürtiges und partizipationsautorisiertes Mitglied verstehen muss.

Samanta geht in ihrer Erzählung auch auf ihre heutige Beziehung zu Bosnien ein. Obwohl ihre Familie immer noch so oft wie möglich versuche, gemeinsam nach Bosnien zu fahren, sei es aufgrund der unterschiedlichen Ausbildungs- und Arbeitsverpflichtungen aller Beteiligten immer schwieriger geworden, die Ferien so zu koordinieren, dass alle zusammen dorthin fahren können. Auch vor Ort ist es für Samanta nicht mehr dasselbe wie früher, weil viele Kontakte aus ihrer Kindheit verloren gegangen sind. Die meisten ihrer damaligen Freund*innen sind spätestens für das Studium ins Ausland gezogen und inkompatible Wertevorstellungen oder unterschiedliche Lebensstile – z.B. bereits mit 20 Jahren zu heiraten – hätten das Aufrechterhalten dieser Beziehungen erschwert. Eine tiefgreifende emotionale Verbundenheit empfindet Samanta vor allem noch mit der Sprache Bosnisch, die sie immer noch als ihre Sprache bezeichnet und in der sie heute noch am liebsten Musik hört.

> »Sì, eh, la musica la ascolto tanto nella mia lingua. Quello proprio mi è rimasto […]. […] eh, bosniaco non ha mai perso le_ l'importanza […] è sempre rimasto diciamo la mia lingua, perché comunque mi ci_ mi son sempre trovata bene […], cioè è un po' quella cosa che ti rimane dentro […].« (S:Z10)

Samanta verweist in diesem Zitat darauf, dass Sprache(n) und Sprechen im Vergleich zu anderen emotionalen Anhaftungen, z.B. zu Beziehungen mit Menschen oder Gegenständen, eine dauerhaftere und einprägsamere (Nicht-)Zugehörigkeit effizieren. Wenn die Leute Samanta z.B. fragen, woher sie komme – weil man den slawischen Akzent beim Sprechen immer noch vernimmt –, kann sie es aber nicht mehr mit ihrem Selbstverständnis vereinbaren und sagen, dass sie aus Bosnien sei. Sie muss sowohl die Schweiz als auch Bosnien ins Feld führen, um sich selbst zufriedenstellend identitär verorten zu können.

> »[…] della Val Mesolcina, poi se il discorso prosegue magari poi esce fuori che di origini sono bosniaca, […] però non dico: »Sono della Bosnia.« […]. Abito in Svizzera direi. Poi magari direi, di origini sono bosniaca, però abito in Svizzera. Non direi mai sono bosniaca e forse non direi mai nemmeno solo Svizzera, direi comunque a_ aggiungerei un po' entrambi, penso.« (S:Z11)

Die Konfliktualität, die ihren identitären Ausführungen inhärent ist, wird noch deutlicher nachvollziehbar, als Samanta erzählt, dass sie auch in Bosnien nicht mehr als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft wahrgenommen wird. Eine Tatsache, die sie nicht lediglich negativ erlebt. Sie hält sich z.B. (bewusst) an Orten auf, die Bosnier*innen – wie Samanta genau weiss – in der Regel nicht besuchen und an denen nur »Ausländer*innen« anzutreffen sind.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] penso che se proprio giriamo in città, penso che si nota a guardare un po'_ […] penso comunque si capisce anche se andiamo_ andiamo spesso in un centro commerciale che a me piace tanto e lì incontri solo gente straniera, non incontri gente nostra_ cioè bosniaca che va lì a comprare cose, perché comunque non_ tanti sono abituati a comperare al mercato o andare in un negozio_ non è una cosa che tanti fanno. E lì incontri per la maggior parte stranieri come me, che abitano ne_ nei_ cioè lo capisci sia dal modo in cui si vestono e anche un po' dall'atteggiamento. […].« (S:Z12)

Das Leben in der Schweiz ermöglicht es Samanta, heute in Bosnien auch Dinge tun zu können – z.B. sich Kleidungsstücke aus einem Einkaufszentrum leisten zu können –, die früher nicht denkbar gewesen wären. Sie geniesst damit Privilegien, die anderen unzugänglich bleiben und auf die sie heute nicht mehr verzichten möchte. Samanta kann sich heute deshalb nicht mehr vorstellen, längerfristig nach Bosnien zurückzukehren. Bosnien bleibt für sie ein Ort, an dem sie glücklich ist, der bei ihr schöne Erfahrungen in Erinnerung ruft und wo sie gerne Ferien verbringt. Die Lebensweise der Menschen aber ist so weit von ihrer eigenen entfernt, dass sie nicht mehr davon sprechen könne, in Bosnien zu Hause zu sein.

> »[…] per me resterà sempre un posto in cui andare in vacanza, però tornare a viverci, quello mai. Anche perché quando sono giù, non_ non è che mi sento davvero a casa come ad un tempo. Cioè mi sento in un posto in cui sono felice, che comunque mi piace, perché c'ho i miei ricordi, però non un posto che ritengo proprio casa mia. Perché comunque spesso mi sento un po' un'estranea, un_ cioè ogni tanto sent_ poi anche la mentalità che hanno tanto diversa, non combacia con la mia e io poi sono una di quelle che si innervosisce se qualcuno la pensa in modo_ che era appunto tanto sbagliato […] e quindi devo proprio_ che mi piacerebbe sempre andarci in vacanza, però mai più di così.« (S:Z13)

Samanta nimmt damit einen bewussten und entschiedenen *Akt der Depositionierung* vor, der nochmals klarmacht, dass Bosnien für sie nicht mehr den früheren sicheren Raum darstellt, wo sie sich zugehörig fühlt und Gemeinsamkeiten mit anderen teilt. Vielmehr eröffnet sie einen mentalitätsbezogenen Grenzhorizont, der nicht mehr lückenlos mit ihrem identitären Selbstbild übereinstimmt.

8.6.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Samantas Sprachbiografie ist die Erzählung von unerfüllten Erwartungen und sprachlich-kulturellen Nichtzugehörigkeitserfahrungen, die das Thema Freundschaft als primäre Verhandlungsthematik hervortreten lässt. Samanta verhandelt Sprache und Sprechen vorwiegend als »Zutrittsticket« zu sozialen Gruppen und als Vehikel zum Aufbau langfristiger Beziehungen. Ihre Nichtzugehörigkeitserfahrungen in der Primarschulklasse im Misox führen Samanta dazu, sich abzulenken und eine erfüllende Beschäftigung finden zu wollen. Einerseits, um dem Leid der Einsamkeit entfliehen zu können, andererseits, um sich damit möglichst an die Anderen anzupassen und sich so von diesen festschreibenden Positionierungen als Fremde und Anderssprachige distanzieren zu können.Sie entdeckt in Büchern und in der Natur für sie wohltuende Zufluchtsor-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

te und bemerkt, dass sie damit auch schneller Italienisch lernen kann und gleichzeitig die lokalen Orte kennenlernt. Das hilft ihr dabei, sich selbst – auch im Umgang mit ihren Mitschüler*innen – handlungsfähiger zu fühlen. Während der ganzen Primarschulzeit schafft es Samanta nicht, ein gänzlich akzeptiertes Mitglied einer dieser bereits gebildeten Grüppchen zu werden. Eine Tatsache, die gemäss Samanta nicht nur ihr selbst, sondern auch der verschlossenen Haltung ihrer Mitschüler*innen gegenüber Neuem und vielleicht auch Fremdem zuzuschreiben ist.Samantas Mitschüler*innen haben, als sie und ihr Bruder im Misox eingeschult werden, ihre soziale Wahl längst getroffen, begegnen ihnen mit Skepsis und xenophoben Verhaltensweisen und drängen sie damit unmittelbar in die Rolle der Fremden. Durch diese Zuschreibung als Andere wird ihr fortlaufend Anerkennung abgesprochen. Gerade auch ihr markanter Akzent wird als Legitimation genutzt, sie auf ihre Herkunft zu reduzieren und ihr deswegen den Zugang zu den bereits bestehenden Gruppen zu verwehren.

Samanta kann ihr Leid »glücklicherweise« mit ihrem Bruder teilen, der von denselben Anfeindungen und Herabsetzungen betroffen ist. Samanta verhandelt die Beziehung zu ihrem Bruder als Rettungsanker während einer für sie schweren Lebensphase. Eine Beziehung, die gerade durch das gemeinsame Erleben dieser Ohnmachtsgefühle besondere Bedeutung und Wertschätzung erhält und ein profundes Zugehörigkeitsgefühl stiftet. Besonders stark erscheint in diesem Zusammenhang neben den geteilten *Gemeinsamkeiten* die *Gegenseitigkeitsdimension,* das heisst die Konstruktion dieses immerwährenden »brüderlichen Pakts«, der mit der Verpflichtung einhergeht, sich nie im Stich zu lassen. Samanta versprachlicht in der Erzählung insofern auch ihre Bemühungen, an dieser engen Verbundenheit zu ihm festhalten zu wollen. Denn für sie ist zweifelsohne klar, dass sie es auch ihrem Bruder verdankt, diese schwierige Zeit überstanden zu haben. Dass dieser Pakt heute noch fortbesteht, verdeutlicht sie mit der Erzählung, dass ihr Bruder – trotz grosser geografischer Distanz – sie bereits in Zürich besucht hat.

In der Gesamterzählung lassen sich mehrere Momente ausmachen, in denen Samanta von ihren Erwartungen irregeleitet wird und das Leben einen für sie unvorhergesehenen Verlauf nimmt. Dem Umzug in die Schweiz begegnet sie z.B. mit einer positiven Erwartungshaltung. Sie stellt sich ein gutes, glückliches Leben in der Schweiz vor, in welchem die ganze Familie vereint ist und sie nicht mehr vom Vater getrennt leben muss. Samanta ist darauf vorbereitet, dass die neue Sprache sie herausfordern wird. Sie geht aber davon aus, dass sie diese Hürde mit ihrem Fleiss und ihrer Perseveranz bzw. ihrem Selbstverständnis als gute Schülerin überwinden kann. Womit Samanta aber in keiner Weise rechnet, ist, dass sprachliche Schwierigkeiten für sie mit sozialen Grenzziehungen und Ausschluss einhergehen und dadurch ihr ganzes Dasein am neuen Ort trüben. Auch bezüglich des Wechsels nach Chur und der im Tal oft thematisierten Herausforderung mit dem Deutschen greift Samanta auf ihre Vorerfahrungen mit einer fremden Sprache zurück und erwartet, dass sie Deutsch mit einem dreijährigen Aufenthalt in Chur sicherlich schnell und erfolgreich lernt, wovon sie sich aus heutiger Perspektive distanzieren muss. Samanta macht sich viel eher Sorgen darum, am neuen Ort sozialen Anschluss finden zu können, und hofft, dass sie nicht wieder mit denselben Ausschliessungen, die sie während ihrer Schulzeit im Misox erfahren musste, konfrontiert ist.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] avevo tantissima paura_ eh più che altro di_ che mi sarebbe mancata tanto la casa e che sarebbero stati anni difficili, perché ho sentito dire alcuni che sono anni molto duri e_ ma alla fine è stato tutto al contrario rispetto a quant_ cioè da cui immaginavo. Ecco diciamo, prima di arrivare in Svizzera avevo le aspettative molto alte e poi sono rimasta quasi un po' delusa da alcune cose, mentre per andare a Coira avevo delle aspettative negative e dopo però sono state molto belle. E anche cogli amici e così comunque ho legato subito e per la lingua, come detto, parlavo comunque tanto italiano e anche a scuola non ho mai scontrato chissà che problemi […].« (S:Z14)

Samantas Priorität ist in Chur nicht die Sprache, sondern vielmehr der Aufbau von Freundschaften und das Bedürfnis, sich einer Gruppe zugehörig fühlen zu können. Insofern erlebt sie sprachliche Hürden im Zusammenhang mit der Bildungssprache Deutsch – im Vergleich zu anderen Italienischbündner*innen – erst später, z.B. in Zürich, wo jeglicher Unterricht nur noch auf Deutsch stattfindet. Samanta erzählt zwar auch von Situationen während ihrer Zeit in Chur, in denen sie sich mit ihren noch spärlichen Kompetenzen im (Schweizer-)Deutschen identitär nicht so darstellen kann, wie sie es gerne würde bzw. wie sie es auf Italienisch oder Bosnisch könnte. Samanta versucht z.B. mit einem deutschsprachigen Jungen zu flirten, bemerkt aber, dass die sprachliche Hürde – insbesondere beim Whatsapp-Schreiben – Missverständnisse aufkommen lässt und die Flirtversuche schnell zum Scheitern verurteilt sind.

> »[…] avevamo conosciuto dei ragazzi che parlavano tedesco e avevo iniziato a scrivere con uno e all'inizio era una catastrofe, perché parlava in svizzero-tedesco e io ormai ero un po' per così dire lesa, perché comunque di sti_ il tedesco_ all'inizio non riuscivo a capire tanto bene e rispondevo sempre in Hochdeutsch_ eh, all'inizio, eh, non ha funzionato molto bene con i ragazzi, perché comunque non ci capivamo molto […].« (S:Z15)

Der humorvolle Unterton, der in diesen Ausführungen Samantas mitschwingt, lässt den Schluss zu, dass sie diesen expliziten sprachlichen Nichtgelingenserfahrungen keine negativen Konsequenzen für sich zuschreibt, sondern diese vielmehr als amüsante Episoden aus früheren Zeiten in Erinnerung behalten kann.

An einzelnen Stellen der Erzählung spricht Samanta auch Momente in ihrer Schulzeit an, in denen ihre sprachlichen Dispositionen ihr einen Vorsprung anderen gegenüber verschaffen. Als sie im Misox beispielsweise mit dem Deutschlernen beginnen, bemerkt Samanta, dass es für sie und ihren Bruder – im Vergleich zu ihren brasilianischen Freunden, aber auch zu den anderen Italienischsprachigen in ihrer Klasse – einfacher ist, sich die Deutschvokabeln einzuprägen.

> »[…] loro avevano un anno in più rispetto a me, perché lo facevano dalla quarta elementare, mentre noi essendo arrivati in quinta, non l'avevamo mai fatto prima, però lì l'abbiamo ripreso abbastanza in fretta. […] io e mio fratello comunque, non so se, mh, non so se è perché_ per la nostra lingua, già da prima che magari abbiamo avuto più facilità col tedesco, quello me lo sono sempre chiesta, però siamo riusciti a imparare in fretta i vocaboli che gli altri compagni conoscevano già […] e dopo eravamo allo stesso livello di loro […].« (S:Z16)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Ob sich diese Fazilität tatsächlich auf eine indogermanische Sprachverwandtschaft zurückführen lässt oder eher einem von Samanta verinnerlichten schulischen Habitus entspricht, der sie fleissig und pflichtbewusst sein lässt, bleibt hier infrage gestellt. Auch beim Erlernen von Englisch, das zu Samantas Zeiten im Misox erst ab der Oberstufe gelernt wird, kann sie – die bereits zwei Jahre Englischunterricht in Bosnien hatte – von zuvor erworbenen sprachlichen Ressourcen profitieren.

Italienisch ist heute die Sprache, in der Samanta sich am besten ausdrücken kann, und ebenso die Sprache, die sie in ihrem Alltag immer noch sehr oft nutzt. Die Kommunikation mit ihrem Bruder ist inzwischen von beiden Sprachen – Italienisch und Bosnisch – durchdrungen und von *konversationellen Codeswitching-Momenten* geprägt, denn manchmal lassen sich gewisse Ausdrücke gar nicht übersetzen.

> »[…] spesso anche ci capita di fare un misto delle due lingue, ad esempio in una frase ci inseriamo dentro sia parole in bosniaco che in italiano, perché magari voglio dire una parola in bosniaco e non mi viene, la dico in italiano e continuo la frase in italiano e poi riprendo con il bosniaco. Oppure al contrario inizio coll' italiano, poi c'è una parola che è tipica bosniaca, che non si può tradurre, allora inizio a parlare in bosniaco e alla fine se qualcuno ci sente_ sente un miscuglio di lingue mentre parliamo […].« (S:Z17)

Seit Samantas Anfängen in der Schweiz hat sich im Zusammenhang mit ihren Sprachen vieles geändert. Gewissen Angewohnheiten der Leute schreibt Samanta aber eine fortwährende Konstanz zu. Obwohl Samanta inzwischen so gut Misoxer Dialekt versteht wie Italienisch, wechseln die Leute immer noch konsequent aufs Italienische, wenn sie sich Samanta zuwenden. Diesen Wechsel bzw. diese Anrufung als Nichtdialektsprachige kann Samanta heute als unnötige, aber freundliche Geste ihr gegenüber interpretieren. Denn heute weiss sie, dass ihre Zugehörigkeit zur bündnerischen *Italianità* deswegen nicht mehr infrage gestellt ist.

> »[…] mi fa un po' ridere a volte quando_ quando loro parlano dialetto fra di loro, poi si girano verso di me, mi dicono cose in italiano e tipo è strano, perché sento che cambiano apposta e poi son lì: »Ma no, non è che devi cambiare apposta«, e lo trovo anche carino da parte loro che comunque cercano di_ hanno paura che magari non capisco tutto e poi cercano sempre anche di tradurmi, anche se non è necessario, però è un gesto gentile.« (S:Z18)

Mit Samantas Entscheidung, in Zürich und nicht in einer anderen Schweizer Stadt studieren zu wollen, macht Samanta ihre Bedeutsamkeiten nochmals deutlich. Sie wählt Zürich als neuen Lebensort nicht in erster Linie, weil ihr die Stadt besonders gut gefällt oder sie da ihre Studieninteressen am besten verfolgen kann. Samanta zieht es nach Zürich, weil sie dort schon Leute kennt, mit denen sie bereits freundschaftliche Beziehungen pflegt.

> »[…] anche se può sembrare un_ una ragione un po' stupida_ era perché sapevo che qua c'erano tante persone che conoscevo, anche tutti quelli della mia classe andavano qua […] due sono rimaste a Coira a fare la PH, però la maggior parte sono tutte a Zurigo […], quindi ho optato per l'amicizia, anche per l'appartamento, alla fine ora vivo con

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> due amiche in appartamento ed è una cosa molto bella, quindi era sì per amicizia.« (S:Z19)

Dass Samanta diese Entscheidung nicht bereut, macht sie abschliessend auch verständlich, wenn sie von weiterbestehenden bzw. neu aufgekommenen Schwierigkeiten mit Deutsch spricht. Ohne den mehrsprachigen Kontext der Bündner Hauptstadt, dem bezüglich einer italienischsprachigen Minderheit im Vergleich zu Zürich mehr Verständnis und Entgegenkommen zugeschrieben werden darf, und ohne ihre Referenzgruppe der Italienischsprachigen tritt die Vormachtstellung des Deutschen deutlicher hervor. Samanta ist sich aufgrund ihrer biografischen Erfahrungen deshalb sehr genau bewusst, dass, wenn die Anderen die Umgebungssprache besser können, sie sich umso mehr anstrengen muss. Einerseits, um im Studium erfolgreich sein zu können, andererseits aber auch, um sich eine zufriedenstellende Position auf dem neuen, »sozialen Spielbrett« zu sichern.Umso bedeutsamer ist es für sie, in dieser Anfangszeit auf ihre Freund- und Bekanntschaften aus Chur zurückgreifen zu können.

> »[…] qua a Zurigo sto incontrando un po' di problemi con il tedesco, perché si sente che_ la mancanza_ eh, i tedeschi sono messi molto meglio, perché comunque il diritto si basa anche tanto sulla lingua e hanno anche un lingua un po' tutta loro, diciamo, quindi eh_ […]. […] più che per la lingua in generale non è ancora stato molto facile trovarsi dei_ dei nuovi amici, perché siamo in così tanti […], quindi per intanto non è ancora facile, da questo lato, però spero che anche lì col tempo migliorerò.« (S:Z20)

Samantas sprachliches Repertoire ist ihrer persönlichen Einschätzung nach reich. Sie findet es schön, dass sie, wenn sie in Zürich auf jemanden aus Ex-Jugoslawien trifft, die eigene Sprache nutzen kann. Genauso ist sie dankbar dafür, dass sie Deutsch auch in Bosnien brauchen kann. Mit ihren Freund*innen aus der Kindheit, die heute in Deutschland wohnen, bietet Deutsch eine weitere sprachliche Verstehensressource. Andererseits empfindet Samanta ihr sprachliches Repertoire aber auch als unzureichend und das Lernen der erforderlichen Sprache bzw. des anerkannten Sprachcodes als Bürde. Jeder »sprachliche Neuanfang« ist gemäss Samanta insofern beschwerlich, als es dabei auch sprachlich-kulturelle Hürden zu überwinden gilt, die für die Herstellung sozialer Beziehungen fundamental sind. Herausforderungen dieser Art dürfen gemäss Samanta – trotz ihres persönlichen Spracherlebens – aber keinesfalls die Legitimation für eine Einheitssprache darstellen, denn mit einer solchen wäre die Welt monoton. Sie findet, dass andere Sprache(n) und Kulturen bzw. das Unterschiedlich-Sein diese Welt bereichern. Dafür ist man aber besonders als *Migrationsandere* darauf angewiesen – und das hat Samanta in ihrem Leben mit Sicherheit verinnerlicht –, dass die Anderen bereit sind, diese Unterschiede kennenzulernen und anzuerkennen.

> »[…] se tutti parlassero solo una lingua, sarebbe tutto uguale, a mio parere, un po' monotono, mentre così anche ad avere delle differenze è bello, perché ognuna ha un po' la sua cultura, i suoi modi di dire […]. E comunque è bello che ci siano comunque queste differenze. […] E spero che questo non porti poi a far diventare tutto una lingua unica e spero che comunque restino sempre un po' queste origini, queste basi e che

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

semplicemente si conoscano di più, ma non che si unisca tutto e diventi una lingua sola.« (S:Z21)

8.6.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Im Jahr 2018 führt der *Coro italiano* (Vereinigung der Schüler*innen des Grigionitaliano an der BKS) die Komödie *La Locandiera* von Carlo Goldoni als Theaterstück an der BKS auf. Samanta spielt die Hauptrolle der »Mirandolina«. Im Anschluss an die Vorstellung gratuliere ich Samanta für ihre Leistung. Als ich zwei Jahre später für diese Studie nach passenden Informant*innen suche, kommt mir Samanta wieder in den Sinn. Im Mai 2019 kontaktiere ich Samanta mit einer E-Mail-Nachricht und erkläre ihr, woher wir uns kennen und worum es in der Studie geht. Sie antwortet sehr schnell und schickt mir gleichzeitig die Telefonnummer von Mariangela und Sabrina, die aufgrund ihrer Familiensprachen möglicherweise auch ins Studiensample passen könnten. Ich bedanke mich bei Samanta und schicke ihr während der Sommerpause mögliche Interviewtermine. Wir einigen uns auf den Dienstagabend, 29. Oktober 2019. Das Interview mit Samanta findet bei mir zu Hause in Zürich statt. Als Samanta ankommt, ist es bereits nach 19 Uhr. Samanta erklärt, dass sie direkt von der Universität komme. Sie erzählt vor dem Interview, wie anspruchsvoll es für sie im Studium ist. Sie ist von Anbeginn sehr offen, erzählt viel und trägt selbst viel zu einer entspannten Atmosphäre bei. Am Sprachenportrait arbeitet sie während 13 Minuten. Die freie Erzählung dauert im Anschluss 18 Minuten. Meine Nachfragen generieren viel weitere Erzählzeit und ich habe das Gefühl, dass sich Samanta sehr bemüht, mir einen möglichst genauen und vielseitigen Einblick in ihr Leben zu geben. Das Interview dauert insgesamt 73 Minuten. Samanta spricht offen über ihre Gefühle, sie verdeutlicht ihre Aussagen mit Beschreibungen von spezifischen Episoden und hat keine Hemmungen, auch schwierige Phasen ihres Lebens anzusprechen. Nach dem Interview sprechen wir noch ein bisschen und es kommt eine sehr freundschaftliche Stimmung auf.

Während der Analyse von Samantas Interview kommen bei mir Unsicherheiten bezüglich der Bezeichnung von Samantas Familiensprache auf. Samanta benennt ihre Familiensprache im Interview auf unterschiedliche Weise, manchmal nennt sie es Kroatisch, Serbokroatisch oder Bosnisch. Ich stelle mir Fragen bezüglich deren Unterschiedlichkeit bzw. ob Samanta die Bezeichnungen bewusst einsetzt, um auf etwas Spezifisches, z.B. soziale Machtverhältnisse, zu verweisen. Ich versuche, mir mit Sekundarliteratur eine soziohistorische Übersicht zu Ex-Jugoslawien zu verschaffen, und komme vorerst zum Schluss, dass Samanta die unterschiedlichen Bezeichnungen rein zufällig wählt, aber mit allen dreien dasselbe meint. Beim wiederholten Ergründen des Interviews fällt mir auf, dass Samanta im narrativen Teil nie »Bosnisch« als Bezeichnung für die eigene Sprache wählt, sondern nur z.B. von »bosnischen« bzw. »serbischen« (Trick-)Filmen und Bosnien als Land spricht. Die Sprache hingegen benennt sie vorerst als »*la mia lingua*«. Ich bin es, die mit meiner ersten Nachfrage zu Samantas Erzählung »Bosnisch« als Sprachbezeichnung einführt.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] Eh, facciamo un salto indietro ancora ai tempi in Bosnia, mi hai detto che andavi a scuola con il tuo fratellino, che è più piccolo di te, vero? [Sì.]. Ehm, lì avete imparato altre lingue, a parte il bosniaco?« (S:Z22)

Kurz darauf frage ich noch konkreter bezüglich ihrer Familiensprache nach und benenne die Sprache ein weiteres Mal »*Bosnisch*«.

> »Eh, nella vostra famiglia però in Bosnia, però è sempre stato il bosniaco la vostra lingua comune? […]« (S:Z23)

Ab diesem Zeitpunkt übernimmt auch Samanta die Bezeichnung »*Bosnisch*« und verwendet sie immer wieder auch in späteren Ausführungen. Möglicherweise ist dies lediglich dem Zufall geschuldet, es könnte aber ebenso sein, dass Samanta mir aufgrund meiner Forschungsarbeit eine gewisse Sprachexpertise zuschreibt und deshalb meine Bezeichnung als die »korrekte« betrachtet und sich diese ebenso zu eigen macht. Vor dem Hintergrund dieser These ziehe ich weiteres zur Verfügung stehendes Quellenmaterial zurate und konsultiere den Online-Fragebogen, den alle Teilnehmenden zur Erfassung erster soziografischer Daten jeweils vor dem Interview ausgefüllt haben. Dieser klärt zumindest, was das Elizitiert-Sein der Sprachbezeichnung durch mich betrifft. Denn zur Frage: »*Mit wem bist du aufgewachsen und mit wem sprichst du welche Sprache?*« schreibt Samanta: »*Durante la mia infanzia in Bosnia sono cresciuta con i nonni, il fratello e la mamma, adesso in Svizzera vivo con entrambi i genitori e il fratello e parlo bosniaco e italiano.*«

Im Sprachenportrait wählt Samanta die Farbe Gelb für die Herzregion der Silhouette und verschriftlicht »*colore della felicità, croato, rappresenta la Bosnia, perché è il posto a cui associo l'emozione della felicità*« (vgl. Samantas Sprachenportrait).

Meine Forschungskollegin bittet Samanta nach dem Interview, nochmals kurz auf das Sprachenportrait einzugehen. Samanta nimmt in ca. zwei Minuten nochmals spezifisch Stellung dazu und verdeutlicht:

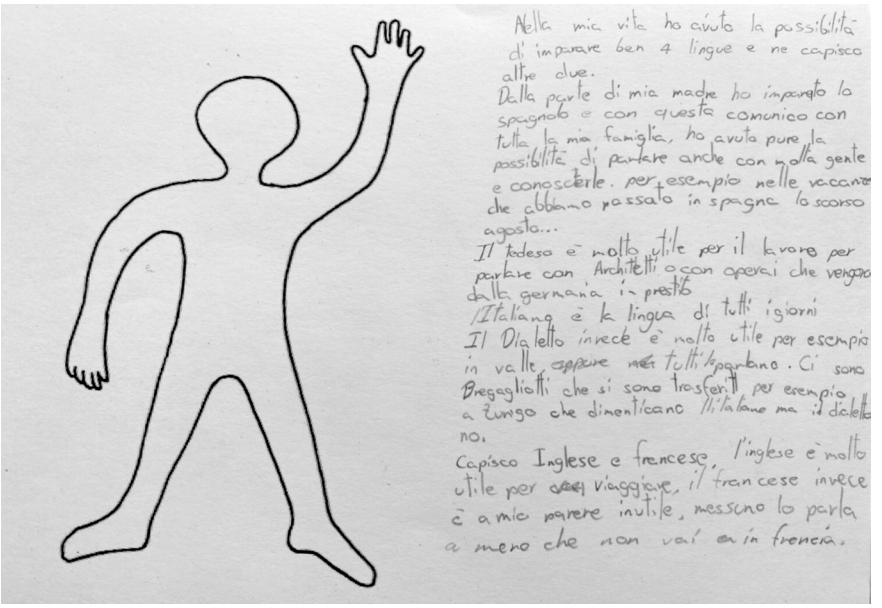
> »[…] in mezzo c'ho messo il colore giallo che è il colore della felicità e rappresenta il serbo-croato, perché comunque la Bosnia rappresenta un come_ ho_ in ogni modo un posto in cui io sono felice […]« (S:Z24)

Diese weiteren Überprüfungen lassen mich zu meiner Anfangsthese zurückkehren, dass Samanta die Sprachbezeichnungen »Bosnisch«, »Kroatisch« und »Serbokroatisch« synonym und zufällig verwendet.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.7 Corrado – »*Una sola lingua per tutto il mondo sarebbe magari la soluzione*«

Abb. 26: Corrados Sprachenportrait



Corrado kommt 1999 als Sohn einer Honduranerin und eines Schweizers im Bergell zur Welt. Die Eltern trennen sich, als Corrado die ersten Primarschuljahre im Bergell besucht. Die Mutter, die ausschliesslich Spanisch mit Corrado spricht, nimmt anschliessend eine Berufslehre im Gesundheitsbereich im Tessin an. Corrado bleibt vorerst beim Vater und den Grosseltern im fast 100 Kilometer entfernten Bergell. In diesem Umfeld ist die Alltagsprache vorwiegend Bergeller Dialekt. Corrados Mutter beschliesst nach ihrer Lehre längerfristig ins Tessin zu ziehen und nimmt Corrado mit nach Lugano, wo er die letzten Primarschuljahre und die Oberstufe absolviert. Jedes zweite Wochenende verbringt Corrado bei seinem Vater im Bergell. Für die Berufslehre als Elektriker entscheidet er sich – trotz des Widerstands der Mutter – wieder zurück ins Bergell zu ziehen, um im Engadin auch Deutsch lernen zu können. Zum Zeitpunkt des Interviews geht Corrado temporären Arbeiten als Elektriker im Engadin und im Bergell nach und muss in den darauffolgenden Wochen nach Fribourg in den Militärdienst einrücken.

8.7.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Corrados Sprachbiografie ist die Erzählung von wiederholten Neuanfängen. Aufgrund seiner familiären Situation muss Corrado in seiner Kindheit und Jugend mehrfach umziehen. Er wechselt mehr als einmal die Schule, muss jedes Mal sein soziales Umfeld verlassen und sich in neuen sozialen Gruppen wieder einfinden. Anpassungsprozesse, die sich für Corrado nicht ohne Erschwernisse und sprachlich-kulturelle Hürden zutragen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »Ehm, poi il secondo anno mi hanno tra_ abbiamo trasferito ancora una volta e siamo andati in un'altra scuola media e lì ho dovuto di nuovo riambientarmi con tutti, ho sempre frequentato gli amici dell'altra scuola, però tu_ ormai non li vedevo tutti i giorni e quindi dovevo anche ambientarmi con quelli lì.« (C:Z1)

Die Umgebungssprache spielt beim Wohnortwechsel vorerst keine vordergründige Rolle, denn Corrado zieht vom Bergell ins Tessin, wo er sich aufgrund des Italienischen nicht von seinen neuen Mitschüler*innen unterscheidet. Vielmehr ist es sein spanischsprachiger Hintergrund, der in der neuen Umgebung eine andere Bedeutung erhält. Im Bergell spricht Corrado den lokalen Dialekt und wird damit als vollwertiges Mitglied der Talgemeinschaft wahrgenommen. Seine zweite Familiensprache Spanisch nimmt insofern keinen Einfluss auf Corrados Zugehörigkeitserfahrungen und spielt im Kontext des Bergells keine besondere Rolle.

> »[…] non ha mai cambiato niente, nel senso »non è che è una cosa speciale« […]. Per esempio lo spagnolo e così, magari ti vengono a chiedere, sennò se sol_ non è che vai lì a vantarti, perché sai parlare lo spagnolo o sai parlare il tedesco […]. Ormai le lingue sono_ sai parlare il dialetto, puoi comunicare con me e va bene e basta.« (C:Z2)

Im Tessin hingegen – erzählt Corrado – habe man ihm trotz seiner Italienischsprachigkeit in verstärkter Weise das Gefühl gegeben, »nicht einheimisch« zu sein. Corrado wird durch seinen spanischsprachigen Hintergrund auch als fremdsprachig wahrgenommen und damit in den Augen seiner Tessiner Mitschüler*innen teilweise auch in der Gruppe der »Ausländer*innen« verortet. Interessanterweise steht für Corrado von Anbeginn fest, dass es die Anderen sind, die darüber entscheiden, welcher (Sprach-)Gruppe er zugeteilt wird. Gerade weil Corrado mehrsprachig ist, sei es bei ihm – auch später im Engadin – aber nicht immer eindeutig, zu welchen Gruppen er eine »Zutrittsberechtigung« erhält und wo er sich hingegen nicht einfügen darf.

> »[…] poi giù a Lugano ci sono tante persone che venivano da tanti diversi posti, quindi c'è quella cosa lì, ci sono di più quei gruppi lì, per esempio spagnolo o slavi o non so cosa sia. E ci_ ehm appunto, ci sono più questi gruppi che si_ quindi te lo fanno più notare, no. Nei paesi un po' più grandi te lo fanno notare, per esempio anche qua in Engadina è un po' più grande della Bregaglia e si vede che ci sono quei gruppetti lì, di lingue. O, mmh_ sì appunto anche giù a Lugano c'è più gente che viene da altre parti e appunto, come ho detto, e si vede di più. […] questa differenza delle lingue_ decidono loro tra_ praticamente dove andrai a finire te, in che_ in che gruppetto vai a finire te. […] io parlavo spagnolo e italiano e il tedesco, quindi ero un po' […].« (C:Z3)

Neben den sprachbedingten Komponenten, die im sozialen Geschehen der neuen Schule im Tessin für Corrado relevant werden, beschreibt er auch soziokulturelle Unterschiede, die einen vorherrschenden Stadt-Land-Diskurs markieren und Corrado den Zugang zur Gruppe verwehren.

> »Ehm, sono andato alla scuola elementare, giù a G., si chiamava. Lì ho avuto un po' di difficoltà a raggiungere un po' il gruppo, perché è sempre una differenza di_ come

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> si dice, cultura. Giù nella città in un modo e qua in un altro modo_ tutt'altra storia.« (C:Z4)

So sei es für seine Mitschüler*innen im Tessin das Wichtigste gewesen, teure Kleidung zu tragen und diese zur Schau zu stellen. Auch im *Slang* ihres Italienischs habe man das Städtische, fast Mailändische raushören können. Corrado distanziert sich bewusst und aktiv von diesem für ihn überheblichen und grossspurigen urbanen Sprach- und Kleidungsstil und verdeutlicht, dass für ihn Kleidung vorwiegend eine bestimmte Funktion, wie z.B. den Körper warmhalten, erfüllen soll und ihm die aussehensrelevanten Aspekte weniger wichtig sind. In diesen Aussagen positioniert sich Corrado unmissverständlich als bescheidenerer Bergeller und grenzt sich damit deutlich von den Tessiner*innen ab. Er identifiziert sich insofern mit dieser Positionierung als kulturell »Anderer«, sieht diese aber weniger seinem sprachlichen Repertoire geschuldet. Vielmehr konstruiert er einen Stadt-Land-Graben mit je unterschiedlichen Lebensweisen. Innerhalb dieser Verhandlung weiss Corrado genau, auf welcher Seite er sich identitär verortet sehen will.

> »Ts_ diverso nel senso che noi siamo qua in Bregaglia, nelle valli, anche Poschiavo e siamo più semplici. Invece giù avere la_ vestiti di quattrocento franchi è la cosa più importante che esiste. Invece qua basta che tenga caldo. […]. Sì dopo il modo di essere, come si comportano, come parlano, da Milanés, propri. »Ue zio_!« e quella roba lì.« (C:Z5)

Die Beziehung zu seiner Mutter ist während der Zeit im Tessin von vielen Unstimmigkeiten und mühseligen Aushandlungen geprägt. Corrado geht an einer Stelle der Erzählung genauer darauf ein und erläutert, dass ebendieses belastende Verhältnis einer der Beweggründe für ihn ist, wieder zurück ins Bergell zu ziehen und eine Lehrstelle im Engadin anzunehmen. Ein bedeutsamer Entscheid für Corrado, denn damit sieht er sich gezwungen, sich den Herausforderungen einer deutschsprachigen Berufslehre zu stellen. Corrado trifft in dieser Hinsicht aber – wie er beschreibt – glücklicherweise auf viel Unterstützung. Sowohl seine Mitschüler*innen, Berufsschullehrpersonen wie auch sein Cousin Mirco, der familiär bedingt bereits sehr gut Deutsch spricht, stehen ihm dabei unterstützend zur Seite. Trotzdem stellt Corrado den Wechsel vom Tessin ins für ihn hauptsächlich deutschsprachige Engadin aus (berufs)schulischer Perspektive vorerst als grosse Herausforderung dar. Obwohl Corrado mit der Familie seines Cousins bereits während seiner Kindheit im Bergell ein bisschen Deutsch gelernt hat, versteht er in der Berufsschule anfänglich kaum etwas. Corrado muss sich mit Hilfe des Wörterbuchs und verschiedenen Übersetzungstools durchschlagen. Aus sozialer Perspektive erlebt Corrado den Sprachraumwechsel hingegen nicht als besonders belastend, denn durch seinen Cousin, der vor ihm bereits im Lehrlingshaus wohnt und viele Leute kennt, findet er am neuen Ort schnell Anschluss. Ausserdem trifft Corrado im Engadin auf frühere, italienischsprachige Bekanntschaften aus seiner Kindheit im Bergell.

> »[…] sono andato a vivere nel Lehrlingshaus e lì c'era anche il Mirco e dopo ci sono altri bregagliotti e così, quindi all'inizio non è che dire, come dire, diretto contatto con quelle che parlano solo tedesco […]. Qua conoscevo appunto mio cugino e un casino di

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> altre persone, che parlavano già_ che parlano l'italiano, che vengono dalla Bregaglia, che vengono da Poschiavo.« (C:Z6)

Corrado erzählt, dass er neben den Italienischsprachigen – dank seines Cousins – auch schnell Zugang zu den Deutschsprachigen im Lehrlingshaus findet. Abgesehen davon, dass die deutschsprachige Gruppe Corrado sympathischer ist, gibt es darin auch mehr junge Frauen, die ihn interessieren und mit denen er Zeit verbringen möchte.

> »Ecco il Lehrlingshaus_ c'è normalmente il gruppo degli italiani […] e quelli che parlano tedesco e io ero più dalla parte di quelli che parlavano tedesco, perché volevo imparare e uno perché mi sono più simpatici. C'erano anche più ragazze e quindi_ qua non c'era_. Erano solo maschi praticamente. Ehm, vabbè_ io e mio cugino eravamo sempre da quest_ da parte dei tedeschi, perché appunto lui parlava tedesco, magari io non capivo, però gli chiedevo […] e sempre la stessa storia, io chiedevo_ chiedevo a lui e alla fine mi ha aiutato un bel po'.« (C:Z7)

Die Mitgliedschaft bei den Deutschsprachigen stellt Corrado in seiner Erzählung als einen von ihm bewusst gewählten Entscheid dar. Einerseits geht es ihm darum, so schnell wie möglich Deutsch lernen zu können. Andererseits möchte er die jungen Frauen kennenlernen, die dieser Gruppe zugehören. Möglicherweise entsteht diese Anbindung zu den Deutschsprachigen aber auch auf latentere Weise als von Corrado angenommen und ist vielmehr der bereits etablierten Zugehörigkeit seines Cousins geschuldet, der Corrado überall mitnimmt und ihm den Zugang zur Gruppe erst ermöglicht. Corrados soziales Umfeld beschränkt sich aber nicht lediglich auf die bereits vorhandenen Kontakte seines Cousins. Auch er trägt zur Erweiterung des gemeinsamen Freundeskreises bei, denn bei der Arbeit im Engadin trifft Corrado aufgrund seines spanischsprachigen Hintergrunds auch auf Menschen, die gerade wegen der geteilten gemeinsamen Sprache mit ihm ins Gespräch kommen.

> »[…] gente che conoscevo in giro qua per esempio_ a San Moritz ho conosciuto gente che lavorava negli hotel e che ho_ vedevo lì e dopo ha_ hanno iniziato a parlare spagnolo con me e allora_ e lì abbiam conosciuti e sì. […] Eh, io appunto ho avuto la possibilità appunto di conoscere le persone che parlavano spagnolo e dopo, tramite loro che erano già lì, in quell'ambiente lì, dopo ho iniziato a parlare e loro mi hanno presentato e dopo, sì.« (C:Z8)

An mehreren Stellen der Erzählung macht Corrado verständlich, dass es ausserhalb des Bergells gerade sein spanischsprachiger Hintergrund ist, der mit einer besonderen Aufmerksamkeit für seine Person einhergeht. Auch nicht spanischsprachige Menschen würden sich oft dafür interessieren. Den Leuten gefalle die Sprache, was Corrado als spanischsprachige Person unmittelbar mit einem symbolischen Privileg ausstattet. Auch Corrado selbst verbindet Spanisch mit etwas Schönem. So hört er z.B. nach wie vor am liebsten spanischsprachige Musik.

> »[…] Perché lo spagnolo va, come si dice, piace alle persone. E quindi tante persone sanno parlare con me o così. Proprio solo, eh, perché parlo spagnolo, no. Perché vo-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> gliono imparare, perché gli piace, perché, non lo so. […] è diverso dalle altre. L'italiano lo parlano tutti più o meno, o lo capiscono tutti. Vabbè, l'italiano o lo spagnolo non c'è chissà che differenza, però spagnolo lo associo a qualcosa di più bello, secondo me.« (C:Z9)

Obwohl sich Corrado sicher ist, dass man Italienisch aus beruflicher Perspektive in der Schweiz besser brauchen kann als Spanisch, verhandelt er sein Spanischsprachig-Sein fast an jeder Stelle der Erzählung als persönliche Ressource. Da Corrado seit jeher in einem Umfeld lebt, in dem er die Lokalsprache spricht oder er wie z.B. im Engadin zumindest auf viele italienischsprachige Bekannt- und Freundschaften zurückgreifen kann, sind es nicht die Sprachen an sich, die zu einer vielbedeutenden Differenzkategorie werdenund die über Corrados (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen entscheiden. Wenn er in seinem Leben bis anhin negative Zugehörigkeitserfahrungen gemacht hat – z.B. Mühe hat, sozialen Anschluss zu finden –, dann geschieht dies vielmehr aufgrund anderer relevanter sozialer Kategorisierungen, die ihm den Zugang zu bestimmten sozialen Gruppen erschweren oder gar verwehren. Genau in solchen Situationen haben sich Corrados honduranische Wurzeln als hilfreich erwiesen. Sein spanischsprachiger Hintergrund eröffnet ihm einerseits den Zugang zu anderen spanischsprechenden Menschen, die er sowohl im Tessin als auch im Engadin antrifft. Andererseits erhält er damit auch Zugangsberechtigung zur Gruppe der »Anderssprachigen«, die im Tessin zwar als die »Ausländer*innengruppe« gilt und damit auf einer hierarchisch inferioren Position verortet ist, die aber für Corrado eine soziale Gruppe darstellt, die ihm einen weiteren wählbaren Zugehörigkeitsraum anbietet.

8.7.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Im Bergell ist Corrado zu Hause, denn er spricht Bergeller Dialekt wie alle anderen. Dass er nebenbei noch zentralamerikanische Wurzeln hat und Spanisch spricht, spielt vorerst keine Rolle. Ohne diesen vertrauten Kontext des Bergells wird Corrados Hintergrund aber in bedeutsamerer Weise relevant gesetzt. Da Corrado mehrsprachig ist, kann man ihn aufgrund seiner Sprache(n) nicht direkt einer bestimmten Sprachgruppe zuordnen bzw. ist auch für Corrado selbst nicht immer eindeutig, welcher Gruppe er sich zugehörig fühlen darf bzw. will. Während er im Tessin sofort als *Zücchin*[6] abgestempelt wird, weil er bereits ein bisschen Deutsch spricht, wird er im Engadin als Italienischsprachiger sofort als *Tschinggali*[7] bezeichnet. Damit sind die Spielregeln, entlang derer auf dem »Markt der Zugehörigkeit« gehandelt wird, von Anbeginn deutlich gemacht. Corrado

---

6 »*Zücchin*« kommt vom italienischen Wort »*zucca*« (Kürbis) und meint mit abwertender Absicht die Deutschschweizer*innen, denen die Italienischsprachigen eine sture, dickköpfige und unflexible Wesensart zuschreiben.

7 »*Tschingg*« stammt vom Ausruf »*cinque la mora!*«. Das ist ein altes italienisches Zählspiel namens Mora, das bereits die alten Römer spielten. Die vielen immigrierten Italiener*innen bringen das Mora-Spiel mit in die Schweiz. Aus dem Ausruf »*Cinque la mora!*« ist über das Schweizerdeutsche die Bezeichnung »*Tschinggelimoore*« entstanden, eine abschätzige, rassifizierende Wortkombination zwischen »Tschingg« und »Moore« (Italienierschwein). »*Tschinggali*«, wie es Corrado in seiner Erzählung ausspricht,die eine Verniedlichung von »Tschingg« darstellt.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

entwickelt aufgrund seines auch deutschsprachigen Teils der Familie im Bergell bereits in der Kindheit ein erleichtertes Verständnis des Schweizerdeutschen und kann sich damit im Vergleich zu seinen Tessiner Mitschüler*innen im Deutschunterricht auszeichnen. Verschiebt sich der Vergleichskontext diesbezüglich ins Engadin, sieht es für Corrado mit dem Deutschen aber ganz anders aus.

> »Io lì ero molto bravo, giù a Lugano. Nel senso che tutti gli altri non sapevano proprio niente di tedesco […], era tabu_ era mmh, non sapevano cos'era, difficoltà e_ […] praticamente per me era: »Dico non so parlare il tedesco«, vedendo mio cugino il Mirco come lo parla, dicevo: »Non so parlarlo«. Però comunque per lo_ per giù lì quello che parlavo io era già abbastanza per dire che ero sì, mi è_ non e_ ero male.« (C:Z10)

Im Kontext des Oberengadins bezeichnet man Corrado, der sich selbst als Bergeller versteht, als *Tschinggali*. Eine Zuschreibung, die er aber offenbar nicht als abwertend empfindet, denn sie hindert ihn nicht daran, sich – zusammen mit seinem Cousin Mirco – mit der deutschsprachigen Gruppe im Lehrlingshaus solidarisieren zu können.

Im Verlaufe seines Lebens entwickelt Corrado aufgrund seiner Vorerfahrungen mit Sprache(n) und Sprechen eine besondere Anpassungsfähigkeit, sich flexibel in mehreren (Sprach-)Gruppen zurechtzufinden. Für ihn spielt es – wie er erzählt – keine Rolle, in welche Gruppe er schlussendlich eingeteilt wird. Er kommt mit allen gut zurecht. Dabei spielt für ihn die sprachlich-kulturelle Herkunft seiner Gruppenmitglieder keine Rolle.

> »Sì, un po'_ ero_ per me era uguale alla fine se uno parla il tedesco o una parla slavo, per me è uguale, anzi mi_ mi piace magari chiedere a qualcosa: »Come si dice quello, come si dice quell'altro?« e sono abbastanza interessato su quello, sennò_.« (C:Z11)

Viel bedeutsamer ist, dass man sich unabhängig von der Sprache gut miteinander versteht. Damit distanziert sich Corrado bewusst von *natio-ethno-kulturellen* Unterschiedskonstruktionen, die in seinen Augen lediglich Feindschaften reproduzieren.

> »No, io non trovo differenze, nel senso per me_ io vado d'accordo con tutti. Normalmente con tutti, cerco di andare d'accordo con tutti e non cerco di farmi nemici, perché nemici non servono a niente.« (C:Z12)

Eine Aussage, die auch mit seiner abschliessenden Wunschvorstellung einer globalen Einheitssprache zusammengedacht, nachvollziehbar erscheint. Corrado verhandelt eine einzige Sprache für alle – neben dem Potenzial, alltägliche Verständnishürden mindern zu können – als Lösung für ebensolche sozialen Grenzziehungen.

> »Io direi di fare una lingua per tutto il mondo, sarebbe più facile per viaggiare, sarebbe più facile per eh_ per tutto, praticamente. Una sola lingua per tutto il mondo sarebbe magari la soluzione, perché capire anche tutte le persone che ti parlano e così e_, non ci sarebbero più problemi_ Google traduttore potrebbe sparire.« (C:Z13)

Es wäre eine Lösung, die möglicherweise auch ihm persönlich das Leben in Bezug auf (Nicht-)Zugehörigkeit vereinfachen würde. Denn auch wenn er sich als anpassungsfä-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

hig und rassismuskritische Person versteht, ist dieses »Mit-allen-zurechtkommen-Müssen« zweifelsohne auch mit gewissen Beschwerlichkeiten seinerseits verbunden. Corrado verhandelt Sprache(n) im Zitat vorwiegend als Mittel zum Zweck. Einerseits geht es ihm darum, über Sprache(n) mit anderen Menschen in Kontakt treten und sich auf Reisen im Ausland durchschlagen zu können. Andererseits bieten Sprachen für ihn auch Zugang zu mehreren und vielfältigeren Arbeitsmöglichkeiten, weil das Leben ja – wie Corrado sagt – vorwiegend aus Arbeit besteht. Corrado ist sich bewusst, dass sein gegenwärtiges Deutsch nicht wirklich »sauber« ist und eher eine Mischung zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch darstellt. Damit kann er sich aber auf der Arbeit gut durchschlagen und verständlich machen, was für ihn einzige Wichtigkeit hat. Ein pragmatischer Umgang mit Sprache(n), den sich Corrado künftig auch für seinen kleinen Bruder im Tessin wünscht. Dieser sollte seinem Ermessen nach besser Italienisch lernen und weniger Spanisch sprechen, denn in der Schule und für die Arbeit später brauche er Italienisch. Corrados utilitaristische Perspektive auf Sprache(n) und Sprechen lässt sein Spracherleben letztlich doch in einem diffusen, ambiguen Licht erscheinen. Mehrsprachig zu sein bzw. einen zusätzlichen anderssprachigen Hintergrund zu haben hat ihm – gemäss seiner Erzählung – in vielen Lebenssituationen geholfen und sich oft als zuträglich erwiesen. Aber weshalb alle damit einhergehenden Beschwerlichkeiten und Bürden in Kauf nehmen, wenn es die Möglichkeit gäbe, eine und dieselbe Sprache für alle zu haben? Würde Corrado diese Wahl zur Verfügung stehen, hätte er sich wohl für eine einzige, aber in allen Lebensbereichen nützliche Sprache entschieden.

8.7.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Der Kontakt zu Corrado wird über einen anderen Teilnehmer der Studie hergestellt. Mirco, der selbst im Bergell mit Schweizerdeutsch und Bergeller Dialekt als Familiensprachen aufwächst, erzählt im Interview von seinem Cousin Corrado, der es mit dem Deutschen schwerer hatte als er. Er erwähnt dabei, dass es bei diesem Cousin »*speziell*« mit den Sprachen sei, denn seine Mutter komme aus Honduras und er spreche deshalb auch Spanisch. Mit Bewunderung meint Mirco anschliessend, dass Corrado heute Italienisch, Bergeller Dialekt, Spanisch und durch die Berufslehre heute sogar auch Deutsch spreche. Am Ende des Interviews frage ich bei Mirco nochmals bezüglich seines Cousins nach. Als wir feststellen, dass Corrado als Studienteilnehmer infrage käme, bietet Mirco gerne an, Corrado davon zu erzählen und nachzufragen, ob er mir seine Kontaktdaten vermitteln darf. Bereits am nächsten Tag schickt mir Mirco Corrados Telefonnummer. Corrado erklärt sich bereit, an der Studie teilzunehmen, und schlägt vor, das Interview im Engadin, wo er gerade arbeitet, durchzuführen. Nach längeren Aushandlungen einigen wir uns auf den 14. November 2019. Das Interview findet in einem Hotelzimmer in Sils im Engadin statt. Corrado kommt direkt nach der Arbeit zu uns und äussert Bedenken aufgrund des Wetters. Er hat keine Schneeketten dabei und im Radio hätten sie bereits darüber berichtet, dass der Malojapass im Verlaufe des Abends aufgrund der Rutschgefahr mit einem Schneekettenobligatorium versehen oder ganz geschlossen werden könnte. Ich versichere Corrado, dass das Interview nicht länger als zwei Stunden dauern wird, und frage nach, ob er das Interview lieber verschieben möchte. Corrado entschliesst sich dafür, das Interview durchzuführen. Um keine weitere Zeit zu verlie-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ren, beginnen wir ohne grosse Vorgespräche direkt mit der Gestaltung des Sprachenportraits, das Corrado als einziger Studienteilnehmer nur mit schriftlichen Erläuterungen versieht. Die Silhouette lässt er vollständig unberührt. Das Interview dauert insgesamt 55 Minuten, wovon Corrado die ersten sieben Minuten ohne Nachfragen meinerseits frei erzählt. Nach dem Interview sprechen wir noch einige Minuten über seinen Cousin Mirco und über den Militäreinsatz in der Westschweiz, der für Corrado in den nächsten Wochen ansteht. Da sich die Wetterlage nicht verbessert und es nach wie vor stark schneit, frage ich bei Corrado nach, ob er sich zutraut, jetzt noch ins Bergell zu fahren. Corrado meint humorvoll, dass er mir gerne Bescheid gebe, wenn er zu Hause angekommen sei. Ich bedanke mich für seine Zeit und wünsche ihm eine gute Fahrt.

In Corrados Erzählung lassen sich nur wenige Stellen ausmachen, in denen eine Beeinflussung durch uns Forschende deutlich ersichtlich wird. Mir fällt einerseits auf, dass Corrado seinen Cousin Mirco mehrmals im Interview anspricht. Dies ist sicherlich der Tatsache geschuldet, dass Corrado weiss, dass ich Mircos sprachliche Situation bereits kenne, und er geht möglicherweise davon aus, dass mich ein Vergleich zwischen ihm und Mirco interessieren könnte. Andererseits nimmt Corrado gegen Ende der Erzählung Stellung zum Rätoromanischen, das seiner Ansicht nach zu nichts führt und keinen Sinn hat. Corrado merkt möglicherweise an unserer Mimik oder vielleicht auch durch die Betonung meines »*Mmh*«, dass man bezüglich seiner Aussage auch eine andere Position haben kann. Er erweitert seine Positionierung unmittelbar mit der Ergänzung:

> »Eh, può essere magari per parlare con la famiglia o così, può essere buono. Per parlare con le persone del paese, però non puoi andare giù in Italia per esempio e parlare romancio.« (C:Z14)

Als meine Forschungskollegin verwundert nachfragt, ob man im Bergell wirklich zwischen Rätoromanisch und Französisch in der Schule wählen könne, ist Corrado verunsichert und meint:

> »Mi sembra. Boh, romantsch neanche_. […] Adesso non mi ricordo più, non sono neanche andato a scuola qua, non saprei dire esattamente.« (C:Z15)

Ab dieser Stelle ist Corrado vorsichtiger in seinen Aussagen über das Rätoromanische, weil er berechtigterweise annimmt, dass seine Aussagen dazu überprüft werden. Corrado perzipiert, dass er einerseits zu wenig Wissen darüber hat bzw. eine andere Haltung vertritt. Er spricht sich deshalb an einer späteren Stelle im Interview – fast schon mit einer Art wiedergutmachender Absicht – für das Rätoromanische aus und meint, dass man sich vielleicht doch mehr für das Rätoromanische einsetzen müsste.

> »[…] appunto il romancio è una lingua parlata poco_ è parlata_ cioè adesso non so se è solo parlata in Svizzera o_ comunque è magari l'unica lingua che_ che distingue la Svizzera da_ dagli altri paesi, quindi magari dovrebbe rimanere un po' di più il romancio […].« (C:Z16)

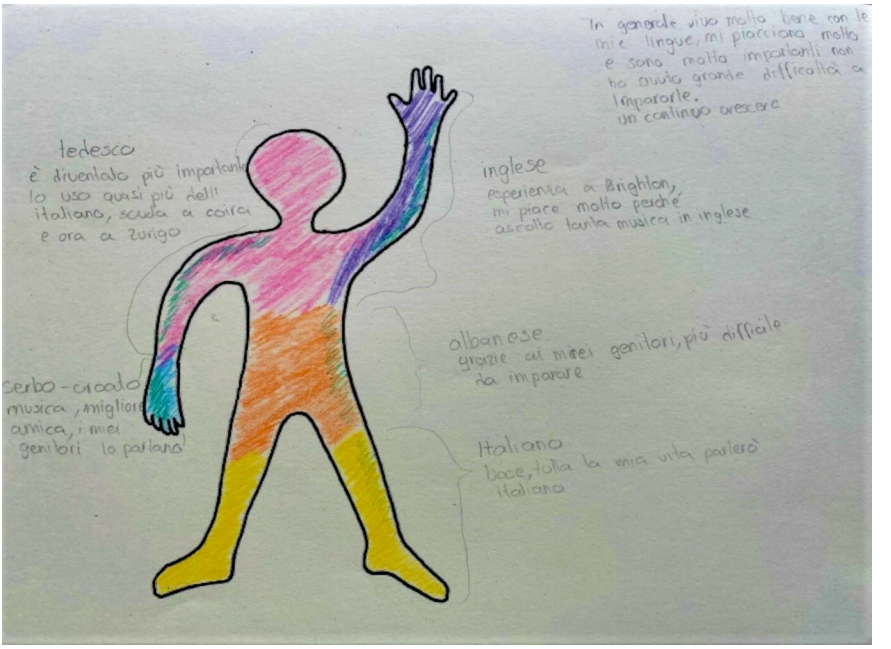
https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Das legt die Vermutung nahe, dass diese Stellungnahme durch diesen abträglichen Einwurf unsererseits hervorgerufenwurde und eher nicht Corrados persönlicher Einstellung entspricht. Diese Positionierung vermag einmal mehr aufzuzeigen, innerhalb welcher wirkmächtiger Verhältnisse der Ko-Konstruktion der befragten Person und der Forschenden sich sprachbiografische Interviews vollziehen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.8 Sabrina – »*Tutti cercano un po' qualcuno che gli assomigli*«

Abb. 27: Sabrinas Sprachenportrait



Sabrina wächst als jüngste von vier Geschwistern im Misox auf. Ihre Eltern ziehen aufgrund des Kosovokriegs Ende der 1990er-Jahre in die Schweiz. Die Familiensprache ist vorwiegend Albanisch. Mit ihren Geschwistern und Cousins, die ebenso alle in der Schweiz geboren sind, spricht Sabrina oft auch Italienisch. Sabrinas Eltern sprechen auch sehr gut Serbisch, mögen die Sprache aber nicht. Nach der Oberstufe legen die Eltern Sabrina nahe, die Mittelschule in Chur zu absolvieren, um gleichzeitig Deutsch lernen zu können. Für die Aufnahmeprüfung an die Kantonsschule lernt Sabrina viel. Nach erfolgreich bestandener Prüfung zieht sie mit 15 Jahren schliesslich in die Bündner Hauptstadt und schliesst 2018 die gymnasiale Maturität ab. Anschliessend nimmt sie ein Psychologiestudium an der Universität Zürich auf. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sie sich bereits im dritten Studiensemester.

8.8.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Sabrina beginnt ihre Erzählung mit Erläuterungen zu ihrem Sprachenportrait. Dabei verhandelt sie die Sprache Italienisch als ihre »Lebensbasis«, als die Sprache, die sie immer begleiten wird, in der sie vorwiegend denkt und die sie am besten beherrscht. Albanisch hingegen definiert sie als ihre zweite Sprache, die sie mit ihren Eltern und Verwandten im Misox und im Kosovo spricht. Im Unterschied zu ihren Geschwistern, die

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

noch von einem Zusatzunterricht in *Heimatlicher Sprache und Kultur*[8] profitieren können, lernt Sabrina als jüngste der Familie Albanisch ausschliesslich beim Sprechen mit ihren Eltern. Die albanische Orthografie bringt sie sich – wie sie sagt – später selbst bei.

> »Dopo ho messo l'albanese a punto, la seconda lingua per me è l'albanese e l'ho imparato a casa e a differenza dei miei_ di mia sorella e mio fratello, loro sono stati portati a una scuola per impararlo, perché ai tempi c'era in Mesolcina e adesso invece non c'è più e quindi l'ho imparato solo parlando con i miei genitori e coi miei cugini, perché andavo anche molto spesso in Kosovo appunto e la cosa strana qua_ ad esempio che nessuno mi ha insegnato tipo a scriverlo, ma l'ho imparato da sola in un_ cioè questo non mi sono mai riuscita bene a spiegare come ho fatto a imparare a scriverlo.« (Sab:Z1)

An verschiedenen Stellen der Erzählung macht Sabrina deutlich, dass Albanisch vorwiegend die Sprache ihrer Eltern und der wichtigen Personen in ihrem Leben ist. Sie hierarchisiert das Albanische im Vergleich zum Italienischen als eine Sprache, zu der sie persönlich eine zwiespältige Beziehung hat. Sabrina betrachtet es aber seit jeher als Verpflichtung, die Sprache zu beherrschen, um mit ihren Liebsten sprechen zu können.

> »[…] l'albanese è_ cioè da sentire e così non mi dà chissà che_ come magari dicevo dell'italiano che è bello da sentire, non mi dà questa emozione, però è una lingua che comunque, non so, mi sen_ è sempre stata un po'_ sentita in dovere un po' di impararlo, proprio per comunicare con que_ con le persone più importanti, come i famigliari […].« (Sab:Z2)

Auch Sabrinas Äusserungen bezüglich ihrer emotionalen Verbundenheit zum Herkunftsland der Eltern erscheinen kontrovers. Einerseits unterstreicht sie eine tiefe identitäre Zugehörigkeit zum Kosovo und den Mitgliedern ihrer dortigen Familie, die ihrem Ermessen nach viel stärker ist als bei anderen befreundeten Secondas[9], die sie kennt.

> »[…] ci vado comunque molto volentieri e penso che è proprio dovuto al fatto che ci andavo proprio fin da bambina, perché anche mia nonna è là […], adesso proprio vuoi andare per visitare soprattutto i membri della tua famiglia […]. […] perché ho comunque altre amiche che_ di altre nazionalità, che loro ad esempio non vanno mai diciamo da dove viene la loro madre o il loro padre […] e comunque quando io magari parlo del Kosovo_ cioè per me è pari_ è pari merito come la Svizzera quasi. Mentre che per loro, lo vedo_ cioè lo sento da come parlano, che non è la stessa cosa, ma forse anche perché non sono stati abituati fin dall'inizio.« (Sab:Z3)

---

8 Die HSK-Kurse, die in jedem Schweizer Kanton angeboten werden, richten sich an Schüler*innen, welche die Sprache und Kultur ihres Herkunftslandes lernen oder erweitern wollen. Diese Kurse werden von unterschiedlichen Trägerschaften, meistens von den Konsulaten, Botschaften oder Elternvereinen organisiert (vgl. Webpage AVS).

9 Die Selbstpositionierung als Migrantin zweiter Generation wird hier aus Sabrinas Zitat übernommen und mit dem Begriff Secondo/Seconda expliziert.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Sabrina bekräftigt zudem, dass der Kosovo für sie fast die gleiche Bedeutung hat wie die Schweiz. Sie verhandelt ihn als Zugehörigkeitsraum, wo sie gerne Zeit verbringt und wo für sie wichtige Menschen wie z.B. ihre Grossmutter leben. Sabrina äussert während der Erzählung ebenso die Absicht, ihren künftigen eigenen Kindern Albanisch beibringen zu wollen, denn die Sprache ist für Sabrina etwas, das sie und ihre Familie verbindet und einen Teil ihres identitären Selbstverständnisses darstellt, den sie weitergeben möchte.

> »[…] credo che se un domani dovessi avere tipo dei figli gli insegnerei comunque l'albanese, secondo me, hai dei_ c'hai dei vantaggi, no, da una parte. Diventa una cosa che riguarda un po' te e la tua famiglia, che non è da perdere, secondo me. Come magari non so, i romanci_ […] non penso che sarebbero felici di perdere magari proprio la loro lingua o così, di punto in bianco e dire non parlano più romancio. Secondo me, è una cosa che fa un po' parte di te.« (Sab:Z4)

Andererseits kann sich Sabrina zugleich unter keinen Umständen ein längerfristiges Leben im Kosovo vorstellen, denn die dortigen Lebensverhältnisse sind aus ihrer heutigen Perspektive zu prekär.

> »Mh, no quello proprio in Albania mai, perché comunque non_ cioè io vengo proprio dal Kosovo quindi è molto povero, non hai_ non hai una buona sanità, non hai delle buone scuole, non hai una_ cioè non ci sono delle grosse assicurazioni comunque è una realtà molto diversa da qua. E proprio il fatto che comunque tu scegli dove le condizioni di vita sono le migliori, quindi sì in Svizzera, comunque anche in paesi magari l'Europa o l'America, però non là, no.« (Sab:Z5)

Sie stellt insofern ein hierarchisiertes Verhältnis zwischen den beiden Ländern her, das ihr es vor dem Hintergrund ihrer habituellen Dispositionen verunmöglicht, sich die Realisierung eines »guten Lebens« auch im Kosovo ausmalen zu können. Sie möchte und kann nicht mehr auf die Privilegien verzichten, die mit einem Leben in der Schweiz verbunden sind. Mit der Formulierung *»la seconda lingua per me è l'albanese«* geht Sabrina insofern nicht von einer chronologischen Abfolge ihres Spracherwerbs aus, sondern verweist damit vielmehr auch auf die zu den obigen Zitaten passende persönliche Bedeutungszumessung. Denn ihre erste Sozialisation findet innerhalb der Familie mit dem Albanischen statt.

Im Kindergarten im Misox spricht Sabrina noch kein Italienisch und sie erinnert sich an Situationen, in denen sie niemanden hat, mit dem sie sprechen kann. Sie freundet sich vorwiegend mit Kindern an, die ebenso wie sie anderssprachig sind. Es entspricht Sabrinas Normalitätsvorstellung, dass man in solchen notgedrungenen Situationen seinesgleichen sucht.

> »[…] all'inizio all'asilo per esempio non sai magari benissimo l'italiano e può influenzarti un po', perché non hai pe_ con cui parlare, con qualcuno puoi parlare allora_ però anche lì sono stata fortunata, perché avevo un'amica domenicana e anche_ cioè eravamo più o meno allo stesso livello, quindi penso che sia un po' normale che tutti cercano un po' qualcuno che gli assomigli, magari anche lì ci siamo trovate.[…] è che comunque proprio inizio, inizio non ho legato appunto con svizzere svizzere, però comunque con

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> altre persone che parlano anche un'altra lingua a casa e questo non so bene com'è successo, però è successo e basta. […] Però comunque era sempre bello, perché_ cioè era facile legare senza_ senza dirsi niente, proprio veniva automatico proprio. […] Credo che in base era proprio quello_ cioè senza saperlo da bambini […]. […] a quei tempi è diventato quasi più facile, comunque ci si staccava. Ad esempio […] cioè c'era tipo uno staccamento normale forse […], perché a loro sembra un po' un altro mondo, come se_ se venissi da qualche altra parte, non lo so.« (Sab:Z6)

Sabrina verortet sich hier insofern als *Migrationsandere*, die über das geteilte Nicht-Schweizerin-Sein bzw. Nichtitalienischsprachig-Sein eine Mitgliedschaft bei ihresgleichen sucht. Sie beschreibt den Aushandlungsprozess dieses *zugehörigkeitsstiftenden Commitments* als unausgesprochenes Geschehen, das sich automatisch ergeben habe. Durch diese Aneignung, sich gemeinsam von den Anderen zu distanzieren, verweist Sabrina darauf, dass die Anrufung und geforderte Positionierung als *Migrationsandere* wirkmächtig war und sich in Sabrinas identitäres Selbstverständnis eingeschrieben hat. Die Zuschreibung als Anderssprachige im Misox erfährt Sabrina auch im Zusammenhang mit dem lokalen Dialekt. Obwohl sie den Misoxer Dialekt gut versteht, sprechen sie alle Leute im Tal auf Italienisch an. Eine Tatsache, die aus Sicht der Anderen auch so bleiben soll, denn wenn Sabrina vereinzelt versucht Dialekt zu sprechen, finden ihre Freund*innen es ungewöhnlich und befremdend.Das verweist auf diskursive Ordnungen, die festschreiben, dass *Migrationsandere* per se nicht dialektsprachig sind. Sabrina weiss, dass eine ebenbürtige talschaftliche Zugehörigkeit auch vom Dialektsprechen abhängt, verinnerlicht aber aufgrund der Reaktionen ihrer Mitmenschen im Misox, dass es für sie wohl »unnatürlich« ist, wenn sie den Dialekt übernimmt. Damit schreibt sich ihre Sprache, ihre Nichtdialektsprachigkeit unmissverständlich als soziale Kategorisierung fest, die für sie mit einem unveränderlichen, charakterisierenden und herkunftsmarkierenden Merkmal einhergeht und die sozialen Demarkationslinien ihrer Mitgliedschaft im Misox nachzeichnet.

> »[…] lo capisco, però comunque anche, ne parlo anche qualche volta con i miei amici di là e mi dicono_: »Per me sarebbe strano sentirti parlare in dialetto, perché non l'hai mai fatto«, infatti è così, però da una parte forse sarebbe stato bello quasi anche parlarlo, però non so. Non è mai venuto. Ad esempio mia sorella lo parla sempre con una sua amica di Mesocco, però io mai con nessuno, non_ non mi viene naturale, non lo so. […] anche le persone […] mi parlano l'italiano, non parlano dialetto subito. O anche non so il_ non proprio sconosciuti per strada, proprio li conosci di vista, mi parlano italiano e con altre persone parlano il dialetto, no.« (Sab:Z7)

Auf ihre Herkunft reduziert zu werden, kennt Sabrina nicht lediglich aus dem Misoxer Kontext. Dies geschieht ihr auch im Ausland. Wenn sie dort gefragt wird, woher sie kommt, und sie sich selbst dann in der Antwort lediglich als Schweizerin oder Italienerin bezeichnet, fragen die Leute aufgrund ihres Aussehens nach genaue-ren Explikationen und Sabrina sieht sich gezwungen, ihren ex-jugoslawischen Hintergrund preiszugeben.

> »[…] in generale svizzera, poi non_ non so se starei lì a spiegare esattamente da dove. Direi svizzera […], forse direi anche italiana. Poi certi, proprio come struttura facciale

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> o così, mi dicono: »Ma sei magari anche dei Balcani?«, e così, sì, inizio a dirgli anche da dove vengo, proprio dei miei genitori e così.« (Sab:Z8)

In diesen identitären Verortungsverhandlungen macht Sabrina auf eindrückliche Weise verständlich, in welch verwobenem Verhältnis Sprache(n) und Körper stehen und dass die Herstellung sozialen *Otherings* entlang multipler, sich überkreuzender Differenzlinien erfolgt, was Menschen mit ungewollten Positionierungszwängen konfrontiert.

Im Kontext der Bündner Hauptstadt darf sich Sabrina wiederum ohne Vorbehalt in die Gruppe der Italienischsprachigen einordnen, denn innerhalb dieser Gemeinschaft ist die geteilte Eigenschaft das Nichtdeutschsprachig-Sein. Dieses Mitgliedschaftskriterium erfüllt Sabrina genauso wie alle anderen Italienischsprachigen vollumfänglich. Sabrinas kosovarischer Hintergrund nimmt in diesem Kontext keine vordergründige Bedeutung ein, sondern entkräftet sich im Selbstverständnis, sich der Gruppe »*Wir als Grigionitaliani*« zugehörig fühlen zu können.

> »Poi era bello perché comunque il Coro italiano ci si trovava sempre, quindi alla fine diventavi un po' amica, un po' di tante persone e poi sì, i teatri secondo me hanno aiutato molto […], cioè non rimaneva magari quella base tipo: »Ciao, come va?«, ma proprio che è diventato un amici e amici, infatti mi è successo con_ con poschiavini, con quella bregagliotta che_, siamo diventati proprio amici amici, quello è stato anche bello.« (Sab:Z9)

Trotz anfänglicher sprachlicher Hürden gelingt es Sabrina in Chur zudem, auch ausserhalb des Zugehörigkeitsraums des *Coro italiano* tiefgründige Beziehungen zu deutschsprachigen Bündner*innen aufzubauen. Innerhalb dieser freundschaftlichen Verhältnisse, die sie sowohl sprachlich als auch persönlich als bereichernd empfindet, erfährt Sabrina zudem, dass ausserhalb der Kantonsschule Schweizerdeutsch bzw. Bündnerdeutsch die eigentliche Sprache der Zugehörigkeit darstellt.

> »[…] all'inizio ne conoscevo appunto solo uno e avevamo iniziato a parlare e così, poi man mano ho conosciuto praticamente tutta la sua cerchia di amici, quindi lì è stato già più facile, perché avevo più persone ed era differente, parlavano tutti anche quasi sempre Schwizerdütsch. E mi aveva aiutato molto, perché c'è_ ero convinta che fosse molto importante impararlo e era bello trovare delle cose in comune con un'altra persona di un'altra lingua e comunque riuscire a comunicare. […] ho avuto fortuna, per aver avuto comunque degli amici molto aperti, quindi, come se mi considerassero già di lì e mi parlavano spesso Schwizerdütsch. E poi ho proprio iniziato a volere proprio impararlo […]. […] è stato, non so, proprio una scelta che ho fatto io, non so forse è_ è il fatto di saperti come parte di un gruppo, come parte di qualcosa. […] E secondo me era proprio il fatto di sentire tutti loro a parlare così fra di loro e magari parlare con me Hochdeutsch, mi fa_ mi avrebbe fatto sentire un po' come diversa, proprio e quindi mi veniva proprio automatico di volerlo parlare.« (Sab:Z10)

Sabrina erhält über diesen einen Jungen *formellen* Zugang zu einer deutschsprachigen Gruppe. Damit sich Sabrina darin als ebenbürtiges Mitglied verstehen kann, muss sie die innerhalb der Gruppe geltende *legitime Sprache* sprechen lernen. Für Sabrina ist ei-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

ne zufriedenstellende Zugehörigkeit insofern erst zu erreichen, wenn ihr auch *informelle Mitgliedschaft* zugestanden wird. Dies ist erst dann der Fall, wenn die Gruppenmitglieder sie nicht mehr auf Hochdeutsch ansprechen bzw. sie Schweizerdeutsch sprechen kann. Sabrina schreibt den Gruppenmitgliedern eine für sie unentbehrliche Offenheit und Toleranz zu, sie bei diesem Anpassungsprozess unterstützen zu wollen. Innerhalb der BKS erlebt Sabrina andere Deutschsprachige als weniger zuvorkommend und kollegial, denn sie schreiben ihr als Italienischsprachige, aufgrund ihrer Deutschkompetenz, ein langsameres Arbeitstempo und vermehrte Hilfsbedürftigkeit zu. Die Mitschülerinnen vermitteln Sabrina das Gefühl, dass ein gemeinsames Arbeiten unter diesen Bedingungen mehrheitlich als Last empfunden wird. Sabrina erzählt, dass sie sich während der Lektionen, in denen sie die vertraute »Blase« der italienischsprachigen Klasse verlassen muss, wie in einer fremden Welt fühlt und dies manchmal auch mit Angstgefühlen verbunden ist.

> »[…] a Ergänzungsfach cercavo comunque, però era più difficile che con gli altri magari, perché lì […] sono un po' gruppetti […], quindi lì erano quasi meno disposti, secondo me_[…], magari nei lavori a gruppi loro dicono: »Eh, eh lei è italiana, ci metteremo di più o_«, non lo so, »Non capisce bene« o qualcosa così, quindi per loro, lo vedevi anche un po', che per loro magari era un peso lavorare con te. […] all'inizio ti sembra che fa più paura, perché_ perché non lo so, non sei con gente che conosci, sei_ ti sembra di essere totalmente diverso, sembra che sia Arabia Saudita o non lo so« (Sab:Z11)

Vor dem Hintergrund des *sedimentierten* identitären Selbstverständnisses eines »Andersseins als die Deutschsprachigen« weitet Sabrina diesen sprachlichen Unterscheidungsraum auch auf essenzialisierende Verhaltensweisen zwischen den Sprecher*innen aus. Sabrina konstruiert markante Charakterunterschiede zwischen Italienisch- und Deutschsprachigen und versieht diese mit einer symbolischen Bewertung. Während sie Italienischsprachigen und damit auch sich selbst zuschreibt, offener und zugänglicher fremden Menschen gegenüber zu sein, empfindet Sabrina die Deutschsprachigen manchmal als unnahbar und ablehnend. Gleichzeitig expliziert und bedauert sie, dass sich die Sprachgruppen innerhalb und ausserhalb der Schule viel zu selten mischen würden. Bei gemeinsamen Aktivitäten, wie z.B. einem Fussballspiel, besteht für sie immer eine latente Unsicherheit, ob die Deutschsprachigen überhaupt bereit sind, sich auf sprachgemischte Gruppen einzulassen.

> »[…] molti sono abituati a stare fra di loro, proprio che_ non so bene cosa li blocca, però è come se, non so, tu per il fatto proprio della lingua che hai, proprio un'altra lingua madre e così, non_ non vogliono parlarti tanto, cioè poco o niente. […] noi come italofoni secondo me siamo sempre stati pronti a parlare un po' con chiunque. Io vedevo anche a Coira comunque molti ci provavano a parlare coi tedeschi […] e loro ci vedevano un po', non come stranieri, però come se venissimo un po' da un altro mondo e magari anche quello bloccava un po'. […] si tende a fare quei gruppetti, […] dici no, facciamo le squadre […], cioè il tedesco sceglieva i tedeschi, non sceglieva gli italofoni, diciamo. […] da una parte è proprio che tu non sai_ magari tu vuoi mischiarti, ma non sai se l'altra parte lo vuole, quindi anche questo è il fatto che_ non è che puoi costringere qualcuno.« (Sab:Z12)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Sabrina spricht von differenzherstellenden, *linguizistischen* Praktiken der Deutschsprachigen, die sie von Versuchen, mit ihnen in Kontakt zu treten, abhalten und sie bezüglich ihres *Positioniertseins* verunsichern. Gerade weil Sabrina diese unterschiedliche Wesensart von Italienisch- und Deutschsprachigen selbst verinnerlicht hat, will sie sich auch später in Zürich weiterhin als Italienischsprachige verstanden wissen. Deutsch nimmt je länger, je mehr eine so bedeutende Rolle in Sabrinas Alltag ein, dass sie Befürchtungen äussert, künftig so gut Deutsch zu sprechen, dass ihre identitäre Selbstverortung infrage gestellt werden könnte. Eine Sorge, die Sabrinas Selbstbild beschneidet, denn sie will sich weiterhin als offene und warmherzige Person verstehen dürfen.Würde ihr ihre Italienischsprachigkeit abgesprochen, müsste sie sich zwangsläufig mit den Charaktereigenschaften der Deutschsprachigen identifizieren. Davon möchte sie sich aber deutlich distanzieren.

> »[…] anche come ti poni, appunto, come parli con l'altra gente. È che teniamo sempre magari a dire, non so, gli italiani sono più aperti che i tedeschi […]. Quindi togliergli sarebbe secondo me, che ti toglie una parte un po' della tua identità, diventeresti magari come io_ non so, definisci una persona tedesca, non so. Quando parli così con una persona e dici: »Eh, i tedeschi sono un po' più freddi« e se tu togli l'italiano agli italofoni è come se dici: »Sei tedesco« o »Diventi freddo«, non lo so. E per quel fatto di associare, ma un po' in generale come si fa per tutti, magari una caratteristica a una persona che parla una determinata lingua o che viene da un determinato luogo.« (Sab:Z13)

Sabrinas Aussagen verweisen hier auf einen stereotypisierenden, diskursiven Raum, innerhalb dessen zwischen Sprache(n), Sprechen, Verhaltensweisen, Charaktereigenschaften und herkunftsmarkierenden Komponenten Identität ausgehandelt wird. Sprache(n) und Sprechen sind für Sabrina unmittelbar mit Zugehörigkeitsgefühlen, aber auch mit spezifischen, unübersetzbaren Emotionen verbunden. Wenn jemand z. B. die kulturellen Aspekte, die mit einer bestimmten Sprache verbunden sind, nicht kenne, nicht damit aufgewachsen sei und die Sprache nicht in ihrem Kontext erlebe, werde sie/er das Angesprochene nie vollends verstehen. Gerade solche nicht überwindbaren Verständnisbarrieren verhandelt Sabrina auch als einschränkende Komponente, die mit einer mehrsprachigen Biografie einhergehen kann.

> »[…] mi succede proprio magari quando_ una parola, non so, che voglio dirla in italiano e mi viene in tedesco o in albanese e sono lì a pensarci tutto il tempo […]. […] poi non so se è proprio collegato alla lingua o proprio al fatto magari di_ secondo me è anche un po' da dove vieni, però è un po' un'emozione anche un po' in modo diverso. Non so lì_ cioè ad esempio io magari posso provare_ il fatto che mi manca il proprio il Kosovo, ma una persona che magari è proprio svizzera e vive in Svizzera non può provarla questa emozione. E non l'assocerei magari proprio alla lingua, però proprio forse al posto, da dove vieni. Poi normalmente come sei cresciuto. Però ad esempio ci sono delle emozioni che magari, non so, in albanese_ cioè hanno un significato, però nel vocabolario italiano non esiste, quindi anche il fascino, cioè è difficile come dire, spiegarla dopo quell'emozione. Come fai a dire, come fai a tradurlo, se non c'è una parola? […] Eh sì, ed è più difficile, perché magari per me è così ovvio cosa significa,

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> però è difficile spiegarlo e comunque se non c'è nel vocabolario italiano, non potranno mai capirmi come in albanese, diciamo.« (Sab:Z14)

Vielleicht sind es gerade diese angesprochenen geteilten Wahrnehmungen der selben kulturellen Formen oder einander ähnelnden Erlebnisse als *Secondas*, die Sabrina eine starke Verbundenheit zu ihrer besten Freundin Samanta (vgl. Kap. 8.6) spüren lassen. Auch wenn die beiden Freundinnen mit unterschiedlichen Familiensprachen aufgewachsen sind und ihre gemeinsame Sprache seit jeher Italienisch ist, scheint die hergestellte ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit eine wichtige Grundlage ihrer Freundschaft darzustellen. Der für Sabrina gegebene Zusammenhang zwischen Sprache(n) und der damit einhergehenden spezifischen Wesensart lässt für sie auch eine Art Zugehörigkeit zur serbokroatischen Sprache ihrer Freundin entstehen. Obwohl es Sabrina nicht als eine ihrer Sprachen bezeichnet und ihre Eltern aufgrund soziohistorischer Unterdrückungsverhältnisse im Kosovo gerade dem Serbischen eher abgeneigt sind, vergibt Sabrina dieser Sprache in ihrem Sprachenportrait bzw. in ihrem Leben einen besonderen Platz.

> »E poi ho fatto una mano in blu per il serbo-croato, perché mi piace tanto la musica e anche sono stata vicino a questa lingua negli ultimi tempi, perché la mia migliore amica appunto è bosniaca e allora, non so, mi piace ascoltarla come lingua e anche il fatto che i miei genitori a_ comunque ai tempi della guerra eran_ erano obbligati a imparare anche il serbo a scuola, quindi loro entrambi lo parlano molto bene e mi piace sentirlo proprio come suona, non so. […] è che non_ non mi viene da parlarlo con una persona […]. Credo che in sé da una parte, non so bene, però loro che siano stati costretti a imparare una lingua che in sé non è la loro lingua madre, non gli piace neanche tanto il fatto, che io lo sappia magari. Cioè forse per i ricordi o non lo so. Però in generale lo so, ma con loro non mi viene comunque mai da parlare, perché so che magari gli può dare anche fastidio.« (Sab:Z15)

Die negativ konnotierten biografischen Erfahrungen der Eltern, die mit der serbischen Sprache zusammenhängen, prägen auch Sabrinas *Zugehörigkeitskonzept* und lassen die Verwendung dieser Sprache für sie als Loyalitätsbruch ihren Eltern gegenüber erscheinen. Ihr persönliches Zugehörigkeitsverständnis hat sich aber aufgrund eigener biografischer Bedeutsamkeiten herausgebildet, was es ihr ermöglicht, auch das Serbokroatische auf eine zugehörigkeitsstiftende Weise erleben zu können. Sabrina ist überzeugt davon, dass – unabhängig vom jeweiligen Prestige, das einer Sprache zukommen kann – der Verlust der eigenen Sprache unweigerlich auch einen schmerzlichen Identitätsverlust herbeiführt.

> »[…] secondo me è quello già detto, che perdi un po' di te stesso, della tua cultura anche magari o della cultura de_ del paese dei genitori o qualcosa così.« (Sab:Z16)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.8.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Sabrina lässt sich als Subjekt moderner Verhältnisse lesen, denn in ihrer Erzählung deuten viele Stellen auf tradierte identitäre Herausforderungen hin, welche viele *Migrationsandere* zweiter Generation in der Schweiz prägen. Das Aufwachsen und Leben in der Schweiz und die gleichzeitige starke Verwurzelung mit dem Heimatland der Eltern gehen für sie mit vielen *natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsverschiebungen* einher. Deren Bewältigung geschieht – wie Sabrina erzählt – nicht ohne Diskrepanzen in ihrem identitären Selbstverständnis. Durch die gegenwärtige dazukommende Dominanz des Deutschen erfährt dieses weitere Prekaritäten. Während Sabrina bereits in ihrer frühen Kindheit eine Passung zwischen zwei für sie gleichwertigen Welten herstellen muss, treten mit dem Sprachraumwechsel nach Chur und später nach Zürich weitere subtile Alteritäten in ihr Leben, die sie für sich ordnen muss. Sabrinas identitäre Verhandlungsprozesse entfalten sich im Verlaufe ihre Biografie entlang identitärer Dichotomien wie z.B. »Kosovarin-Sein« vs. »Schweizerin-Sein«; »Italienischsprachig-Sein« vs. »Deutschsprachig-Sein«; »Bündnerin-Sein« vs. »Italienerin- bzw. Tessinerin-Sein«. Innerhalb dieser *subjektivierenden Anrufungen* erlebt Sabrina Verzerrungen zwischen ihrem bereits bestehenden Selbstbild und den Fremdpositionierungen durch die Anderen. Sie stellt es in ihrer Erzählung als eine Art Zustand innerer Zerrissenheit dar, der sich zwischen einem »Akzeptieren der Unaufhaltsamkeit von identitären Veränderungen« und einem »Sich-selbst-nicht-verlieren-Wollen« ergibt. Eine stete Auseinandersetzung mit dem Gefühl, einerseits loslassen zu müssen, aber auch festhalten zu wollen.

Was das Albanische betrifft, muss Sabrina einerseits eine gewisse Verpflichtungshaltung ihren Familienmitgliedern gegenüber einräumen, die bis heute noch nicht richtig gut Italienisch sprechen. Von ihrer Familiensprache kann Sabrina andererseits auch in späteren Lebenssituationen profitieren, beispielsweise beim Englischlernen, bei dem es ihr – gemäss ihrer Erzählung – immer leichter als ihren Mitschüler*innen gefallen ist, unter anderem das englische »*th*« korrekt auszusprechen. Obwohl Sabrina ihre Mehrsprachigkeit grundsätzlich wertgeschätzt wissen will, spricht sie in ihrer Erzählung vorwiegend von Lebenserfahrungen, in denen sich gerade das Sprechen mehrerer Sprachen für sie als einschränkend erwiesen hat. Wenn sie beispielsweise an ihr Italienisch denkt, so fehlt Sabrina im Vergleich zu den anderen Italienischsprachigen ein erlesenes Vokabular, mit dem sie im Gymnasium qualitativ hochstehende Aufsätze schreiben kann. Auch bezüglich sozialer Anerkennungsbemühungen sieht Sabrina in der Sprache ein Hindernis, als sie z.B. im Kindergarten im Misox nicht sofort Anschluss findet und sich vorwiegend mit Anderssprachigen anfreundet. Begrenzend findet Sabrina zudem die Tatsache, dass sich gewisse Wörter nicht in alle Sprachen übersetzen lassen bzw. die Übersetzung davon nicht exakt dasselbe vermitteln kann. Damit spricht sie ganz bestimmte Gefühle und Denkweisen an, die insbesondere mit den kulturellen Gegebenheiten im »Hinterland« einer Sprache einhergehen. Des Weiteren verdeutlicht Sabrina, dass man auf die Hilfe und Toleranz der Anderen angewiesen ist, wenn man die Lokalsprache eines Ortes nicht bzw. weniger gut kann. Denn gerade in der Interaktion mit deren Sprecher*innen läge gemäss Sabrina eine zuträgliche Möglichkeit, die Sprache zu lernen und sich damit rascher sprachlich-kulturell einfinden zu können. Dafür müssten die Anderen aber auch bereit sein, gewisse zusätzliche Bemühungen auf sich zu nehmen

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

und sich von stereotypen Herabsetzungen Anderssprachigen gegenüber zu distanzieren. Insbesondere mit dem Schweizerdeutsch, das jede*r ein bisschen anders schreibe und spreche, sei es für viele Nichtdeutschsprachige nicht einfach, das Gemeinte richtig verstehen zu können. Oft sei man sich in der Schweiz nicht bewusst, dass, wer Deutsch lernt, vorerst mit der Standardsprache konfrontiert ist. Diese unterscheidet sich in Sabrinas Augen aber stark vom schweizerdeutschen Dialekt, der die geläufige Alltagssprache darstellt. Gerade der Wechsel vom Misox nach Chur ist diesbezüglich auch für Sabrina anspruchsvoll. Sie beschreibt es als einen für sie drastischen Umbruch, der das Italienische schlagartig und fast vollständig aus ihrem Alltag verdrängt.

> »[…] penso sia_ proprio dal fatto com'è drastico il cambiamento da usare l'italiano al tedesco, che passi proprio da usarlo sempre, a usarlo praticamente pochissimo […]. Secondo me è un cambiamento quasi forse un po' troppo drastico, che magari dopo mmh_ cioè automaticamente lo lasci quasi un po' da parte l'italiano. […] all'inizio mi trovavo quasi anche forse un po' male, non male proprio, però un po' sola magari, forse anche per il fatto che comunque è diverso che magari andare in Ticino dove, sì, tutti parlano l'italiano e puoi socializzare con tutti. E all'inizio, sì, era normale avere tante difficoltà diciamo a socializzare con gli altri. Comunque la classe italofona la conoscevo […]. […] il primo anno avevo già fatto le prime amicizie che_ però vedevo che comunque la lingua mi bloccava un po' aver_ per parlare con loro. Non era sempre facile magari spiegare un concetto o parlare di un argomento magari come lo faccio in italiano […].« (Sab:Z17)

Aufgrund der Dominanz des Deutschen sieht sich Sabrina gezwungen, Italienisch zu vernachlässigen und sozusagen alle Energie ins Deutschlernen zu investieren, denn lediglich damit kann sie diese beschwerlichen sprachlichen Barrieren überwinden. In diesem Zusammenhang weiss Sabrina auch, dass man als Anderssprachige auch mutig sein und selbst aus der eigenen Komfortzone heraustreten muss, um den Anderen zu signalisieren, dass man die Sprache wirklich lernen will. Im Widerspruch zu ihren vorherigen Ausführungen positioniert sich Sabrina als Person, die sich von sprachlichen Hürden nie hat ausbremsen lassen.

> »[…] il tedesco a differenza magari degli altri […] non mi ha mai fermato, diciamo col socializzare col tedesco, anche se sapevo che magari sbagliavo qualcosa, […] non ho avuto mai grandi, proprio timori di_ di sbagliare, nel senso, secondo me una lingua se vuoi impararla devi anche un po' rischiare. […] era come se dovessi fare un clic in testa che proprio_ del tedesco […]« (Sab:Z18)

Letztere Ausführungen legen die Vermutung nahe, dass es sich dabei eher um eine diskursiv geprägte Spracheinstellung handelt, die sich bei Sabrina mehr in einem (unerfüllten) Anspruch an sich selbst manifestiert, als es ihrem tatsächlichen Sprachverhalten- bzw. -erleben entspricht.

Sie sieht es grundsätzlich als bedauernswert an, dass das schweizerische Bildungssystem die Mischung von Sprachgruppen nicht mehr fördere, denn da liegt ihres Erachtens das ungenutzte Potenzial, um voneinander profitieren zu können. Gemäss Sabrina gebe es nur ein gering ausgeprägtes Bewusstsein dafür, dass Italienischsprachige in der

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Schweiz – abgesehen vom Tessin, das aber nicht alle Studienrichtungen anbietet – nur vereinzelte Optionen haben, ein Studium auf Italienisch absolvieren zu können. Eine Tatsache, welche die Sprache automatisch zu einem Hindernis werden lasse.

> »Secondo me è quasi questo che manca un po' tanto, in generale un po' ovunque. Il fatto proprio di mischiarsi con le altre persone, magari anche che sanno benissimo il tedesco o che sanno benissimo l'italiano […]. […] secondo me l'unica cosa da fare, sarebbe anche questa, perché se poi_ cioè anche per noi che dopo magari veniamo qua a Zurigo o Berna o così e se non_ non hai comunque così la_ la lingua così tanto approfondita, dopo la lingua diventa comunque un ostacolo […]. Proprio il miscuglio […] tutti chissà avere un po' lo stesso livello un po' di tutto, si sentirebbero anche con gli stessi magari vantaggi o gli stessi diritti […]. […] secondo me è proprio il fatto di mischiare che porterebbe vantaggio un po' per tutti, magari anche per i tedeschi proprio coll'italiano.« (Sab:Z19)

Sabrinas sprachpolitische Äusserungen stehen in engem Zusammenhang mit ihrem gegenwärtigen Spracherleben, denn in Zürich gestaltet sich der Alltag mit dem Schweizerdeutschen wieder anspruchsvoller als zuletzt in Chur. Fehlt der vertraute und anerkennende Zugehörigkeitsraum in Chur, kehrt die Scham zurück, die Sabrina beim Sprechen das Gefühl vermittelt, gegen *die legitime Norm* zu verstossen. Ein subtiler Aberkennungsprozess, der Sabrina in ihre defizitäre und als mangelhaft empfundene Position zurückruft.

> »[…] non mi viene magari come, non so, come parlare a Coira con qualcuno, qua mi viene un_ già meno, forse anche per il fatto che ci son più persone, è più grande, è già diverso. […] (Sab:Z20)

Sabrina stellt zudem fest, dass sich die Varietät des Schweizerdeutschen in Zürich sehr vom Bündnerdeutschen in Chur unterscheidet, was sie in Kommunikationssituationen verunsichert und zudem das altbekannte Gefühl der Fremdheit wiederaufkommen lässt.

> »[…] è come, non so a Mesocco e Roveredo, che hanno parole diverse, è un po' diverso. […] sentivo che parlavo molto differente da magari i zurighesi. Cioè è tutto un altro tedesco, secondo me, quando_ quando senti me e l'altra persona sembra che parla una lingua differente.« (Sab:Z21)

Sabrinas sprachliches Repertoire, verwoben mit ihrem Körper und ihrem Namen, lassen sie unabhängig vom Kontext – im Misox, in Chur, in Zürich und im Kosovo – unausweichlich als nicht vollumfänglich zugehörig fühlen. Mit dieser Voraussetzung hat Sabrina inzwischen gelernt umzugehen, denn sie fühlt sich nicht alleine damit.Sie ist sich bewusst, dass je nach Umgebung andere Differenzkategorien für sie relevant werden, was sie für sich nicht lediglich als einschränkend bewerten würde. Innerhalb dieser Verhandlungen haben sich in gewissen Lebenssituationen auch Vorteile für Sabrina ergeben und sie geht davon aus, dass sich – aller Voraussicht nach – damit weitere Ressourcen und Potenziale entfalten können.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

»[…] alla fine la lingua è la cosa più importante, perché senza comunicazione non hai niente. […] sapere un'altra lingua ti sembra magari di ess_ di essere un po' diversa, però è che ognuno_ cioè alla fine è un po' diverso. […] secondo me è importante tenerla anche per tutti i vantaggi che ci trai dopo. Oltre al fatto di sapere un'altra lingua o sennò anche come ti poni appunto, come parli con l'altra gente. […] E aiuta secondo me sapere più lingue proprio, è bello sentirsi di sapere magari: »Ah, posso andare qui, posso andare qui, posso interagire con più persone_ in lingue diverse.« (Sab:Z22)

Auch wenn Sabrina über ihre Zukunft nach dem Studium nachdenkt, geht sie davon aus, dass sie wegen eingeschränkter beruflicher Möglichkeiten Abstriche in der Erfüllung ihrer präferierten Lebensvorstellungen machen muss.

»[…] da noi associ comunque il lavoro al Ticino e quindi anche il fatto che arrivano tanti italiani, che c'è più disoccupazione che magari in altre regioni, penseresti quasi di più a un posto dove si parla tedesco, con più possibilità o opportunità. Mmh, da una parte mi è sempre piaciuto tanto dove vivo, proprio è che ti senti proprio bene, hai tutto. Da una parte, sì, devi pensare al futuro e devi pensare proprio a cosa farai. […] secondo me il fatto che molti magari dalla Mesolcina dicono, non si vedono proprio in Mesolcina_ proprio per il fatto del lavoro, che tutti hanno paura che un domani se ci sono_ se c'è così tanta disoccupazione, che succeda anche a loro. Secondo me è proprio questo il fatto che magari tu pensi proprio cento per cento_ perché magari non in Mesolcina, però comunque in Ticino mi piacerebbe tanto, lo trovo comunque un bel Cantone, però è proprio il fatto del lavoro che ti impedisce secondo me proprio di vederti magari lì al cento per cento.« (Sab:Z23)

Sie schaut aber auch dieser Wirklichkeit mit einer nüchternen Haltung entgegen, denn anhand ihres sprachlich-kulturellen Kapitals stehen ihr erweiterte Handlungsspielräume zur Verfügung, was ihr die Möglichkeit bietet, sich flexibel an die sich ergebenden Möglichkeiten anzupassen. Es lässt sogar die Vorstellung zu, möglicherweise auch in der Deutschschweiz ein erfüllendes (Berufs-)Leben aufbauen zu können. Für Sabrina verbleibt lediglich eine instabile und unberechenbare Komponente: die Offenheit der Anderen.

. […] io spero che si mantengano tutte, però comunque che si sia sempre molto aperti magari proprio ad interagire con persone che parlano più lingue o parlano una lingua diversa, che_ secondo me si trae sempre vantaggio in un modo o nell'altro. Magari non proprio della lingua, ma i modi di pensare, oppure le culture_ è un'altra cultura e trai beneficio in qualche modo.« (Sab:Z24)

Dies ist ein starker Verweis auf ein identitäres Selbstverständnis, das Sabrina mehr anderssprachig als mehrsprachig erscheinen lässt.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.8.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Sabrinas Kontakt erhalte ich von Samanta, die sich bereits als Studienteilnehmerin zur Verfügung gestellt hat. Als ich Sabrina im Mai 2019 zum ersten Mal per Whatsapp kontaktiere, weiss sie von Samanta bereits über die Studie Bescheid und sagt zu. Sabrina schickt mir zwei weitere Kontakte aus ihrem Bekanntenkreis, die als Teilnehmer*innen möglicherweise auch infrage kommen. Ich bedanke mich bei Sabrina und kündige an, mich im Sommer mit konkreten Terminvorschlägen für das Interview zu melden. Nach Sabrinas Rückkehr von den Sommerferien meldet sie sich mit einer Antwort zu den von mir zugesendeten Terminvorschlägen. Wir setzen den Nachmittag des 28. Oktobers 2019 als Interviewtermin fest und treffen uns in Zürich in meiner Wohnung. Ich begrüsse Sabrina und wir tauschen uns über ihre aktuelle Lebenssituation aus und setzen uns anschliessend in der Wohnküche an einen runden Holztisch. Sie erzählt mir, dass sie Psychologie studiert und es dieses Semester relativ entspannt sei, weil sie nur eine Prüfung habe. Die Assessmentprüfung könne sie erst im Sommer wiederholen. Ich gebe Sabrina ein Glas Wasser und erkläre ihr die Hintergründe der Studie noch einmal. Sie arbeitet knapp zehn Minuten am Sprachenportrait und beginnt dann ihre Erzählung, indem sie direkt Bezug zum Sprachenportrait nimmt. Ihre freie Erzählung dauert in etwa sechs Minuten, danach beginne ich mit dem Nachfrageteil. Das ganze Interview dauert 73 Minuten. Nach dem Interview scheint Sabrina erleichtert und meint, dass Samanta ihr zwar bereits im Voraus gesagt habe, dass ihr der Interviewanlass gefallen werde. Jetzt, da sie es selbst erlebt habe, wolle sie uns sagen, dass es noch toller war, als sie es sich vorgestellt hatte.

In Bezug auf deutlich erkennbare ko-konstruktive Momente zwischen Sabrina und uns Forschenden kann einerseits angenommen werden, dass Sabrina bereits durch ihre Freundin Samanta, die zu einem früheren Zeitpunkt von uns befragt wurde, über den Ablauf und die ungefähren Inhalte des Interviews informiert wurde. Dementsprechend ist in einigen von Sabrinas Stellungnahmen – durch ihr Vorwissen – eine subtile Lenkung erkennbar. Sabrina kommt beispielsweise von sich aus darauf zu sprechen, welche Sprache(n) sie mit allfälligen eigenen Kindern sprechen würde, weil sie möglicherweise bereits von Samanta erfahren hat, dass wir diese Frage ansprechen werden. Des Weiteren fällt auf, dass Sabrina bei Stellungnahmen zum Puschlav bzw. zu Menschen im Puschlav eher vorsichtige Formulierungen wählt. Dies lässt sich einerseits dahingehend interpretieren, dass Sabrina mir mit ihren Aussagen nicht zu nahe treten möchte bzw. »Falschaussagen« über das Puschlav vermeiden möchte. Andererseits könnte es auch sein, dass ihr die dortige Lebensrealität – trotz ihrer Puschlaver Mitschüler*innen – tatsächlich fremd ist. Die folgenden zwei Zitatbeispiele illustrieren diese Behutsamkeit:

> »[…] credo quasi più i poschiavini che proprio i mesolcinesi. Forse ci ho fatto più caso, non lo so, però mi sembra che quasi fossero più i poschiavini a parlare fra di loro il dialetto.« (Sab:Z25)
>
> »[…] Forse proprio per il fatto del lavoro, magari, non so, magari a Poschiavo è anche diverso, però da noi associ comunque il lavoro al Ticino.« (Sab:Z26)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Als Sabrina darüber spricht, dass man dieselbe Sprache als gemeinsame Verstehensbasis haben muss, um sich vollständig zugehörig und wohlfühlen zu können, adressiert sie eine Aussage auch direkt an uns Forschende.

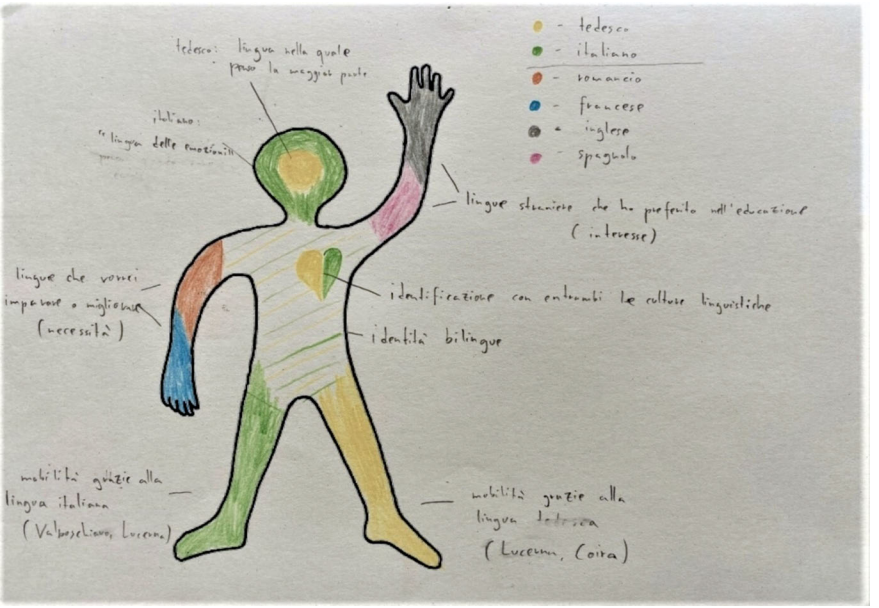
> »[…] non so forse è_ è il fatto di saperti come parte di un gruppo, come parte di qualcosa. E magari ti sembra come se_ io ad esempio adesso voi due che parlate italiano, parlaste tedes_ forse ai tempi mi sembrava anche un po' così_ un po' come se fossi in un'altra lingua, non lo so. Proprio io lo divido, proprio penso nella mia mente in_ proprio in due mondi diversi.« (Sab:Z27)

Sabrina möchte damit vielleicht auch ausdrücken, dass sie durch unsere gemeinsame Sprache Italienisch bereits von einer Art Vertrauensgrundlage ausgeht bzw. zwischen uns eine gewisse Verbundenheit als Italienischsprachige annimmt, die ihr die Möglichkeit gibt, sich wie gewünscht ausdrücken zu können. Wären wir hingegen deutschsprachige Forschende, hätte sie in die benannte »andere Welt« wechseln müssen, in der sie sich möglicherweise anders hätte präsentieren müssen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.9 Loris – »*Io mi son sempre sentito medio-fuori*«

Abb. 28: Loris' Sprachenportrait



Loris wächst im Puschlav als Sohn einer Baslerin und eines Puschlavers auf. Loris' ältere Schwester erlebt den Alltag der Familie noch zweisprachiger als Loris, denn aufgrund der Arbeit des Vaters bei der Rhätischen Bahn ist dieser beruflich oft unterwegs und der Familienalltag verschiebt sich im Verlaufe der Zeit zugunsten des Schweizerdeutschen. Als Loris in den Kindergarten kommt, spricht er noch kein Italienisch. Die Primarschule besucht Loris in einem kleinen Dorf nahe der italienischen Grenze. Für die Oberstufe hingegen muss er schliesslich nach Poschiavo wechseln, wo die noch einzige Sekundarschule des Tals geführt wird. Nach zwei Jahren Sekundarschule und einem Jahr *Preliceale*[10] verlässt Loris das Puschlav und zieht für die Mittelschule nach Chur. An der Bündner Kantonsschule wird er in die italienischsprachige Klasse eingeteilt. Im Anschluss an die Matura absolviert Loris die Rekrutenschule im Tessin und entscheidet sich anschliessend für ein Studium der Rechtswissenschaften in Luzern. Loris ist zum Zeitpunkt des Interviews auch Mitglied in einer deutschsprachigen Studentenverbindung und engagiert sich in vielen musikalischen Formationen als Perkussionist.

10 Sekundarschüler*innen, welche die Prüfung zur Aufnahme an die Kantonsschule bestehen, haben die Möglichkeit, das erste Gymnasiumjahr noch in Poschiavo, in der »classe preliceale«, zu absolvieren.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.9.1 Identitäre (Selbst-)Verortung

Loris beginnt seine Erzählung mit einer Episode, die bereits vor seinem Erinnerungsvermögen stattfindet und die ihm seine Eltern erzählt haben. Vor dem Hintergrund ihres persönlichen Zugehörigkeitskonzeptes erzählen die Eltern Loris von seinen Erfahrungen als deutschsprachiges Kind in einem Puschlaver Kindergarten. Weil er sich fremd fühlt und die Sprache nicht versteht, möchte er sich – gemäss Erzählung – nicht mit den Anderen in den Gruppenkreis einfügen. Er betrachtet das ganze Geschehen vorerst lieber aus einer Vogelperspektive und in sicherer Distanz auf einem im Kindergarten eingerichteten Kajütenbett. Mit dem Erwerb der italienischen Sprache traut sich Loris, sich dem Kreis immer mehr zu nähern. Das Erreichen des Kreises steht symbolisch – in der Darstellung der Eltern – für Loris' Ankommen im Kindergarten.

> »[…] all'asilo c'era questo doppio letto e ci incontravamo sempre così nel cerchio davanti e io siccome ero straniero al punto […] rimanevo in alto. Così col passare dei giorni, delle settimane mi avvicinavo sempre di più […], quando sono arrivato al cerchio coi gli altri sapevo anche l'italiano.« (Lo:Z1)

In Loris' eigener Darlegung bleibt das Gefühl, fremd zu sein, auch ausserhalb des formalen schulischen Kontextes präsent. Bei den Gesprächen seiner Mitschüler*innen kann er beispielsweise bei aktuellen Trends aus Italien nicht mitsprechen, denn Loris kennt sich lediglich mit der deutschsprachigen Popkultur aus. Infolge seines Unvermögens, an den angesagten Interessen seiner Peers teilhaben zu können, versucht Loris aktiv auf diese Nichtzugehörigkeit einzuwirken. Er beginnt italienischsprachiges Fernsehen zu konsumieren, bemerkt aber bald, dass dieses ihm nicht entspricht.

> »Quello che mi ero accorto fuori dalla scuola intanto è che a Poschiavo, cioè, la gente guarda il calcio italiano, guarda tele italiana soprattutto e io guardavo la televisione tedesca. Infatti, se c'era una nuova canzone o così, di qualche cantante italiano. »Pffr, esiste?«. […] del resto, sapevo che tutte le cose nuove della Germania e della Svizzera tedesca, ma dell'Italia mai. A parte appunto per il calcio, però. Così era tutto un po', così dalla cultura pop devo dire, tutto un altro mondo per me, in confronto ai compagni. Però c'avevo provato in sé anche a seguire un po' la televisione italiana, però non mi è mai piaciuta. Allora era sempre così che c'erano quelle cose che io conoscevo nella lingua tedesca soprattutto, anche magari dalla regione tedesca arrivavano prima che in Italia, le sapevo prima io. Tutte le cose, anche gli insider, della cultura italiana di solito mi mancavano.« (Lo:Z2)

Auch Loris' Sprache unterscheidet sich von jener seiner Mitschüler*innen im Puschlav. Ausserhalb der Schule, auf dem Pausenplatz und in der Freizeit sprechen alle Kamerad*innen Puschlaver Dialekt untereinander. Loris, der lediglich Italienisch spricht, kann sich damit nicht als willkommenen Teil der Gruppe verstehen. Er muss sich mit der Standardsprache Italienisch in das Gruppengeschehen einfügen, was bei den Anderen aber eher eine ablehnende Haltung ihm gegenüber auslöst. Dies evoziert in Loris ein Gefühl des Unvollständig-Seins. Er kann dem gegebenen Kontext mit den ihm zur Verfügung stehenden Dispositionen nicht ausreichend entsprechen.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »È quello che mi mancava a casa, no. Visto che a casa parlavo sempre tedesco, cioè dialetto tedesco, non ho mai parlato il dialetto, perché a scuola era italiano normale. Mi mancava sempre un po' il dialetto. […]. Soprattutto a Poschiavo alle secondarie magari mancava un po' di più a volte. Quando andavamo in pausa la gente sempre parlava pus'ciavin. E io dovevo mettermi dentro con l'italiano normale, ormai tipo prendi la lingua, la lingua di classe, che in sé magari non piaceva a tutti. […]« (Lo:Z3)

Die zurückweisende Haltung seiner Mitschüler*innen kann einerseits dahingehend interpretiert werden, dass sie sich von Loris herabgesetzt fühlen, weil sie die Standardsprache selbst weniger gut beherrschen und sie Loris damit eine Art arrogantes Auftreten zuschreiben.[11] Andererseits könnte sich Loris mit dem Ausdruck »*lingua di classe*« auch auf die Schulsprache Italienisch beziehen, die im Unterricht für alle gleich ist, ausserhalb der Schule aber als unkonventionell verhandelt wird und Loris damit als Nichteinheimischen bzw. als nicht »richtigen« Puschlaver degradiert. Loris betrachtet seine Kindheit und Jugend im Puschlav – wie er eindrücklich schildert – gerade auch aufgrund dieser Erfahrungen nicht als die beste Zeit seines Lebens. Bevor er sich als Puschlaver positioniert, bezeichnet er sich deshalb lieber als Bündner. Er fühlt sich dem Puschlav als Ort zwar formell zugehörig, weil er dort aufgewachsen ist und auch seine väterlichen Wurzeln im Tal hat. Auf informeller Ebene hat er aber nie richtig dazugehört. Ein Erleben, das einen Keil zwischen sein örtliches und emotionales Zugehörigkeitsgefühl gegenüber dem Puschlav treibt.

> »[…] quando qualcuno mi chiede da dove vengo dico sempre in prima linea Grigioni e seconda linea Valposchiavo. […]. Comunque mi sento sempre appartenente alla Valposchiavo. Anche se in sé con la mia infanzia_ era magari la parte più difficile, quella in Valposchiavo. Quindi, cioè io mi son sempre sentito medio-fuori, però comunque il senso di appartenenza c'è.« (Lo:Z4)

Erst an der Bündner Kantonsschule findet Loris als Mitglied der Italienischsprachigen in Chur Zugang zu einer sozialen Gruppe, deren engen Zusammenhalt er mit der Bezeichnung »Familie« verdeutlicht. Auch die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft wird von Loris nicht als vollständig bedingungslos beschrieben, denn jede*r soll sich im *Coro italiano* bzw. innerhalb dieses »*Regimes der Zugehörigkeit*« mit den eigenen Stärken für das Kollektiv einbringen. Diese Tatsache betrachtet Loris aber als Selbstverständlichkeit bzw. moralische Verpflichtung, weshalb er den in diesem Zugehörigkeitskontext geltenden Erlebens- und Handlungskonsequenzen explizit zustimmt. Im Gegenzug darf er – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben – das Gefühl geniessen, anerkannter und bedeutsamer Teil einer Peergruppe zu sein bzw. für einmal vollständig dazugehören zu dürfen.

11 Ähnlich wie beim Diskurs um Schweizerdeutsch vs. Hochdeutsch, in welchem Deutschschweizer*innen Gefühle von Minderwertigkeit gegenüber Sprecher*innen der Standardsprache Deutsch äussern und damit beim Sprechen des Hochdeutschen verunsichert sind bzw. dieses als Fremdsprache perzipieren (vgl. z.B. Koller 1992; Werlen 1998; Berthele 2004; Hägi & Scharloth 2005; Coray & Bartels 2017).

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

»[…] alla Kanti avevamo il Coro italiano e quindi avevam tutti i vantaggi veramente di quella famiglia, di quell'essere assieme. Infatti, lì anche era una cosa dove essere bilingue […], se c'era un esame di tedesco o qualcuno doveva scrivere qualcosa in tedesco, aiutavo volentieri gli altri, com'era sempre, che aiutava chi aveva dei punti forti […]. Era una famiglia, il Coro italiano, era bellissimo, infatti ero anche molto attivo […], quello era sicuramente quella vita che avevo nell'ambiente italiano.« (Lo:Z5)

Vorwiegend positive Zugehörigkeitserfahrungen macht Loris auch im Rahmen musikalischer Formationen, in denen er für seine Fähigkeiten als Perkussionist besondere Anerkennung erhält und ihm ein Gefühl des »Gebrauchtwerdens« vermittelt wird. Obwohl er gerade in diesem Kontext auch gewisse erzwungene Anpassungsverhältnisse anspricht, verhandelt er diese als erforderlichen aber lohnenswerten Preis, um langjährige Freundschaften aufbauen zu können.

»[…] con tutte le formazioni musicali quello era tutto in lingua tedesca, con molti amici che ho sempre ancora, mi vedo regolarmente ancora oggi […], c'è tanta gente che conosco da lì e che è la gente che mi ha cambiato il dialetto in altra parte, perché io avevo il dialetto basilese, per via di mia madre, e poi però andare in una Guggenmusik con quel dialetto, non passi con tutto […]. E allo stesso tempo anche a me piaceva più il dialetto grigionese e quindi ho adattato. […] Sapevo, vedevo che succedeva, perché passavo molto tempo con loro, però lo volevo anche e quindi mi impegnavo come a cambiare il dialetto.« (Lo:Z6)

Die vorerst formelle Mitgliedschaft in den Musikformationen setzt gemäss Loris einen bündnerdeutschen Rahmen voraus. Zutritt zu diesem Raum erhält Loris zunächst durch seine gefragte musikalische Kompetenz. Das Verbleiben darin ist aber mit der symbolischen Zugehörigkeitskomponente verbunden, den »richtigen« Dialekt sprechen zu können. Loris, der mit Baslerdeutsch in der Familie sozialisiert wurde, sieht sich gezwungen, seine Sprache bewusst diesem Bezugsrahmen anpassen zu müssen. Ein machtvoller Eingriff in seine Persönlichkeit, den er damit legitimiert, dass er den Bündner Dialekt auch schöner findet als den Basler Dialekt und er sich ohnehin uneingeschränkt als Bündner wissen möchte.

»Anche in famiglia, cioè perché mio papà parla tedesco, parla anche più grigionese, siccome che lui l'ha imparato in Engadina. Quindi quando parliamo tra di noi, io e mio papà più o meno uguale e mia mamma e mia sorella più o meno uguali, ma dialetti completamente differenti.« (Lo:Z7)

Loris versteht sich als zweisprachig und verhandelt seine beiden Sprachen als Zugang zu Freundschaften, die ihm bis heute wichtig sind. Er erfährt sowohl im *Coro italiano* als auch in deutschsprachigen Gemeinschaften Zugehörigkeit und Eingebunden-Sein über die gemeinsame Sprache. Dabei betrachtet Loris den Zugehörigkeitskontext in beiden Sprachgruppen als Teil seiner selbst.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »[…] molti nel Coro, visto che è una famiglia che ti dà molto, può anche bastare per molti. Io son comunque felice che ho avuto tutte e due, perché ho delle amicizie di tutte e due le parti che mi rimangono ancora fin oggi.« (Lo:Z8)

Er verdeutlicht in seiner Erzählung auch deren sprachlich-kulturelle Unterschiedlichkeiten, die er einerseits selbst erfährt, andererseits auch über die Wahrnehmung von anderen konstatiert. Für Loris gehören beide Sprachen und die der jeweiligen Sprachgruppe zugeschriebenen Eigenschaften zu seiner Identität. Eine doppeldeutige Zugehörigkeit, die ihn einerseits bereichert und ihm – in seiner Wahrnehmung – mehr zu geben vermag als jemandem, der sich lediglich mit einer Sprache identifiziert.Gleichzeitig stellt aber gerade diese identitäre Ambiguität ein Risiko dar, dasihn auf beiden Seiten verletzbar macht.

> »[…] in sé penso più spesso in tedesco e gran parte del tempo, però quando divento un po' più emozionale, soprattutto un po' parolacce e così […], quando son da solo a casa, come cioè quando batto il piede contro il comodino, allora italiano. Funziona meglio. E […] quando è un po' più emozionale arriva anche l'italiano. Però mi identifico con tutte e due le culture, lì è misto. […] Se tra gli italofoni e la gente, non so, va contro […] la lingua tedesca o la cultura svizzero-tedesca mi sento colpito allo stesso modo come quando la gente dice qualcosa contro la Svizzera italiana. Mi sento appartenente a tutte e due. Ho visto tutte e due le parti e quindi in sé mi diverto a vedere le differenze, però comunque mi sento, cioè non voglio essere colpito da tutte e due le parti.« (Lo:Z9)

Loris ist sich bewusst, dass das Sprechen der gleichen Sprache(n) nicht in jedem Fall mit einer vollumfänglichen Zugehörigkeitserfahrung einhergehen muss. In Luzern beispielsweise, wo auch viele Tessiner*innen studieren, erlebt Loris, dass ihm als Italienischsprachigem zwar bestimmte Formen von Partizipation in der Gruppe der Tessiner*innen zugesprochen werden, er sich gleichzeitig aber nicht als vollwertiges Mitglied dieser Gruppe verstehen darf. In Loris' Darstellung ist dieser Umstand seinen fehlenden persönlichen Zeitressourcen geschuldet. Möglicherweise legen aber auch die Tessiner*innen diese formelle Grenzziehung auf subtile Weise fest, indem sie Loris zwar als Adjutant, z.B. für Übersetzungen zu ihren Gunsten, an gewissen gruppenspezifischen Anlässen partizipieren lassen, ihm aber trotzdem nicht uneingeschränkten Zugang in ihre exklusive Gruppe zugestehen möchten.

> »[…] Scusa ma sei italiano?«, magari era un errore in quel momento di dire di sì, perché […], allora a spiegargli cosa ha appena detto il docente e allora così ho conosciuto molto anche gli studenti ticinesi e a volte, cioè io non faccio molto parte di loro perché c'hanno anche loro il loro gruppo di studenti ticinesi cioè italofoni. Io non ci ho mai fatto parte anche piuttosto perché mi manca il tempo […].« (Lo:Z10)

Aufgrund der Deutschdominanz im Studium in Luzern ist es Loris ein besonderes Anliegen, auch weiterhin sein Italienisch pflegen zu können. Denn er bemerkt, dass er beim Italienischsprechen oft auf deutsche Fachbegriffe ausweichen muss und bei diesen sporadischen Kontakten mit den Tessiner*innen von Codeswitching geprägte Sätze wie z.B. »*Cos'è la Rechtfertigung di quel Delikt lì?*« entstehen. Dies hält Loris aber auch vor Augen,

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

dass bereits ein allmählicher sprachlicher Attritionsprozess im Gange ist. Loris möchte auf jeden Fall vermeiden, in absehbarer Zeit sein bilinguales Selbstverständnis infrage stellen zu müssen, und ist deshalb um jede Möglichkeit froh, sein Italienisch aktiv halten zu können.

> »[…]. Invece a Lucerna al momento è prevalentemente tedesco, chiaramente anche per lo studio. Quindi a volte mi accorgo che son felice quando c'ho l'opportunità di parlare l'italiano, perché mi accorgo che quando c'ho dei discorsi tecnici a volte mi mancano proprio più spesso le parole in italiano, che magari non mancavano ancora in Kanti.« (Lo:Z11)

Diese bilinguale Identität lässt sich auch in Loris' politische, gesellschaftliche und intersubjektive Vorstellung einer mehrsprachigen Schweiz einordnen. Loris versteht sich als Bündner bzw. Schweizer und legitimiert diese identitäre Zugehörigkeit unter anderem mit seiner Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit. Es ist ihm ein politisches Anliegen, dass Mehrsprachigkeit in der Schweiz als Ressource wahrgenommen wird. Ein Zugehörigkeitskonzept, das Loris' politisches Selbstverständnis prägt und den Raum seiner weiteren Handlungen und (Selbst-)Positionierungen konstituiert.

> »[…]. Adesso mi viene semplicemente che è un vantaggio della Svizzera, non è una_ fa parte della cultu_ dell'identità della Svizzera che si ha tutte quelle lingue, è una cosa importante per me. […] dove ci sono le risorse, anche di cercarle e di_ di_ di dare un, come_ non so, un_ un'immagine completa di quello che sono lingue, anche, non sole le lingue nazionali e le lingue a scuola, ma anche quelle che vengono parlate nelle famiglie, di dare una vista completa […], perché è qualcosa che arricchisce, quando si_ si conosce più lingue o si_ almeno si conosce anche solo più culture linguistiche.« (Lo:Z12)

8.9.2 Resultierende Handlungs(ohn)macht

Loris verhandelt seine Zweisprachigkeit im bündnerischen Kontext in grossen Teilen seiner Biografie als Ressource. So hat diese ihm Freundschaften in beiden Sprachgruppen ermöglicht, ihm in der Schule und der Universität einen sicherheitsstiftenden Vorsprung verliehen, ihn gelassen und anpassungsfähig werden lassen und ihm als »Helfer in der Not« soziale Anerkennung verschafft. Seine Zweisprachigkeit hat Loris derartig verinnerlicht bzw. war so identitätsstiftend, dass auch seine Ansprüche an sich selbst davon durchdrungen sind und er diese deutlich aus seiner Erzählung hervortreten lässt. Er bedauert beispielsweise, dass er aufgrund der gleichzeitigen Präsenz zweier Sprachen in seinem Leben gewisse Qualitätseinschränkungen in beiden Sprachen in Kauf nehmen muss. Als er an der Kantonsschule nach Erlaubnis fragt, um in die deutschsprachige Klasse eingeteilt werden zu können, wird ihm verständlich gemacht, dass seine grammatikalische Deutschkompetenz dafür nicht ausreicht. Gleichzeitig merkt er auch im Italienischunterricht, dass ihm im Vergleich zu den Anderen nicht derselbe umfangreiche Wortschatz zur Verfügung steht.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

> »Ehm, è che mi accorgevo che_ è quello che magari uno sa fare_ io ho il vantaggio de de_ della_ dell'essere bilingue, però non c'è la lingua, sia il tedesco, che l'italiano che so perfetto, che veramente posso scrivere a un livello da_ da autore e così. […] è più difficile avere la lingua che veramente ehm si parla alla perfezione […], hai tutte quelle lingue, novanta percento così, però non c'è la lingua che hai al cento per cento. […] più o meno sono allo stesso livello, però non c'è quella che veramente, sì, ho la competenza massima.« (Lo:Z13)

Für seine Maturitätsprüfungen wählt Loris freiwillig anspruchsvollere, aber in seinen Augen grundlegende Werke der deutschen Literatur.

> »Poi avevo deciso per gli esami di maturità di, ehm, di preparare proprio i libri classici […]. […] E lì mi ricordo che eh_ i compagni tedescofoni che avevo alla Kanti ehm, tutta la gente: »Ma come, ma perché? Dai che è tutto facile, perché scegli Goethe?«, niente sì, ma_ cioè fare la maturità e non aver_ non avere mai letto uno dei suoi libri, sarebbe una maturità bilingue un po'_, non lo so.« (Lo:Z14)

Damit verweist er auf von ihm verinnerlichte Diskursordnungen, die lediglich Schüler*innen mit einem bestimmten literarischen Hintergrundwissen als legitimierte Maturand*innen verhandeln. Damit sich Loris als valablen Absolventen einer zweisprachigen Maturität verstehen kann, muss er über dieses basale literarische Kulturwissen in beiden Sprachen verfügen.

Nimmt Loris hingegen das Puschlav als sprachlichen Vergleichskontext, ist er dankbar darum, dass er heute einerseits ein nicht mehr vom Deutschen gefärbtes, akzentfreies Italienisch spricht und sich damit von diesem differenzmarkierenden »Makel« mehr oder minder befreien konnte.

> »[…] all'inizio appunto il tedesco era più forte, anche_ anche a scuola e così ho_ i primi_ i primi anni di scuola avevo anche l'accento ancora tedesco nell'italiano […], quello è sparito più o meno […].« (Lo:Z15)

Des Weiteren hat er sich aufgrund seiner Nichtdialektsprachigkeit auch unschöne Dialektismen im Italienischen ersparen können.

> »Eh, infatti uno dei quali_ degli altri vantaggi che non ho mai col pus'ciavin è che mi son risparmiato quegli errori che_ che arrivano a causa del_ del dialetto. La gente nell'italiano normale fa gli err_ fa i dialettismi che per me non era mai un problema.« (Lo:Z16)

Diese sprachbezogenen Distanzierungen können einerseits als weitere Abgrenzung Puschlaver*innen gegenüber verstanden werden, die Loris während seiner ganzen Lebenszeit im Tal nie das Gefühl vermittelt haben, anerkannter Teil von ihnen zu sein. Sie lassen sich aber ebenso als *diskursive Hervorbringungen* im Sinne Foucaults interpretieren, mit denen Loris über die Reproduktion solcher Unterscheidungen selbst auf diesen machtvollen sprachlichen Diskurs einwirkt. Loris' Deutschsprachigkeit stellt für ihn heute in-

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

sofern auch ein willkommenes »Exit-Ticket« bzw. ein Entkommen aus dem für ihn einengenden und konservativen Kontext des Puschlavs dar.

> »[…] nei Grigioni sicuramente […], però non la Valposchiavo, cioè appunto […], la vedo come la mia radice però non era_ non ho mai vissuto la parte migliore della mia vita lì e quindi è un po'_ non son fatto per la valle […] dove tutti si conoscono, dove se succede qualcosa lo sanno tutti e almeno un po' più grande come in Engadina […].« (Lo:Z17)

Loris könnte sich seine Zukunft an vielen verschiedenen Orten vorstellen, denn durch seine mitgebrachten sprachlichen Dispositionen ist er flexibel, anpassungsfähig und mobil geworden. Seine Privilegien als sprachlich-kulturelle Vermittlungsperson[12] verdeutlicht Loris auch in Erzählpassagen über seine Zeit als Rekrut in Airolo im Tessin.

> »[…] son finito a Airolo a fare scuola reclute, però in una compagnia completamente tedescofona […]. […] lì anche una delle differenze tra_ tra essere tedescofono e italofono […], in una fase, dove tutti erano stressati e non so, tutti_ tutti i tenenti erano lì e_ […] io rimanevo calmo […]. […] anche in altre situazioni dove poi i tedescofoni ti guardano come: »Ma perché_ perché sei così_ così pacifico?«, ecco_ […] e eravamo a Airolo, quindi tutto il militare, cioè tutti i gli a_ e il capo scuola e così eran tutti ticinesi offi_ e chiaramente […] possono entrare e parlare italiano e si sentono già meglio ovviamente. […] cioè mi posso muovere benissimo appunto o a Poschiavo, o anche appunto c'hai studenti ticinesi a Lucerna o anche appunto qua tra_ qua_ qua a Coira con la musica, o anche a Lucerna appunto normalmente anche nella mobilità_ de_ non_ non devo_ non sono bloccato quando incontro un italofono […]_ mi aiuta nella mobilità in tutti e due gli ambienti linguistici.« (Lo:Z18)

Als besonders passend versteht er sich mit seinem sprachlichen Repertoire aber nach wie vor im bündnerischen Arbeitsmarkt, denn er hat als künftiger Jurist mit diesen multiplen (Sprach-)Fähigkeiten viel zu bieten und Graubünden bzw. Südbünden bleibt für Loris die Region, aus der er kommt und wo er – ausserhalb des Puschlavs – seiner Familie am nächsten bleiben kann.

> »[…] adesso che sto un po' pianificando un po' il futuro e chiedendo cosa potrei fare, una delle idee è anche di tornare nei Grigioni a lavorare e per esempio anche in Engadina, perché comunque è sempre, è la regione da dove arrivo, è più facile per me anche arrivarci.« (Lo:Z19)

12 Rita Franceschini konstatiert, dass in Sprachbiografien vermehrt typische Figuren erfolgreicher Lerner*innen vorkommen. Als eine klassische Figur kann der sogenannte *Adjuvant* bzw. die *Adjuvantin* (Helfer*in) genannt werden. Franceschini versteht darunter die Inszenierung von Personen oder Institutionen, die beim Erlernen von Sprache(n) eine bedeutende Rolle einnehmen (vgl. Franceschini 2004).

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

8.9.3 Kontextualisierung des Interviews und Interaktion mit den Forschenden

Zu Loris' Kontakt gelange ich über meine Cousine, die selbst im Puschlav aufgewachsen ist. Sie kennt Loris aus dem lokalen Musikverein und informiert ihn über die Studie. Loris stellt sich als Teilnehmer zur Verfügung und ich schreibe ihn direkt mit verschiedenen Terminmöglichkeiten per E-Mail an. Loris bestätigt den Interviewtermin am Freitag, 4. Oktober 2019. Wir treffen uns im Haus meiner Forschungskollegin im Lürlibad Quartier in Chur. Kurz vor unserem Termin schreibt mir Loris eine Whatsapp-Nachricht und kündigt mir eine zehnminütige Verspätung an. Loris kommt direkt von Luzern zum Interview und hat ziemlich viel Gepäck dabei. Wir trinken gemeinsam noch einen Espresso und wechseln danach ins Büro, in den oberen Stock des Hauses. Für die Teilnehmenden steht ein gemütlicher Sessel bereit und Loris steuert ohne Aufforderung unsererseits diesen direkt an. Ich erkläre ihm nochmals den Hintergrund der Studie und bitte ihn, sich mit dem schriftlich formulierten Auftrag zur Sprachenportraitsilhouette auf das Interview einzustimmen. Nach einer Viertelstunde beendet Loris sein Sprachenportrait. Ich bedanke mich für seine Gestaltungsbemühungen und erkläre ihm, dass er das Sprachenportrait – bei Bedarf – als Unterstützung beim Erzählen nutzen kann. Loris' freie Erzählung dauert knapp eine halbe Stunde. Auch meine immanenten Nachfragen lösen erneut viel Erzählzeit aus. Insgesamt dauert das Interview 66 Minuten. Nach dem Interview erzählt Loris noch, dass er am folgenden Tag ein Konzert im Titthof in Chur habe und er deshalb froh sei, schon in Chur zu sein. Wir fragen nach, ob er als Perkussionist seine Instrumente jeweils selbst zu Konzerten mitbringen muss. Loris öffnet anschliessend eines seiner Gepäckstücke und zeigt uns ein grosses Etui mit vielen unterschiedlichen Schlaghölzern drin. Er erklärt uns, dass die grossen Instrumente in der Regel bereits vor Ort sind und er glücklicherweise nur seine »Tools« mitbringen müsse. Loris fragt nach, wie lange die Studie insgesamt dauern wird. Nach weiteren Ausführungen zum Forschungsprojekt verabschiede ich Loris an der Haustüre und bereite direkt das nächste Interview vor, das noch am selben Abend ansteht.

Obwohl Loris und ich viele gemeinsame Bekanntschaften im Tal haben, sind wir uns zuvor noch nie bewusst begegnet. Wir treffen in Chur im Wissen zusammen, dass meine Cousine mit ihm in einer musikalischen Formation spielt. Während seiner Erzählung, die rasch eine ausgeprägte Deutschkompetenz seinerseits erkennbar macht, kommt in mir die Frage auf, welche der beiden Sprachen in Loris' Leben wohl die bedeutsamere ist. Ein Gedankengang, der möglicherweise entsteht, weil ich mich – meiner eigenen Biografie geschuldet – selbst immer wieder mit dieser Frage konfrontiert sehe. Während ich die anderen Teilnehmenden lediglich frage, welche Sprache sie bevorzugen, nehme ich bei Loris konkreter Bezug auf seine Sprachen Italienisch und Deutsch und formuliere meine Frage auf suggestivere Weise:

> »[…] quale lingua preferisci, se dovessi scegliere tra le tue lingue? Qual è quella che_ sì che_ che ti verrebbe da scegliere, se_ no, perché se ti fanno la domanda, magari ti adatti già_ ehm, sì se hai tutte le opzioni libere, preferisci parlare l'italiano o il tedesco? O è uguale?« (Lo:Z20)

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA

Diese Formulierung drängt Loris dazu, sich für eine der beiden Sprachen entscheiden zu müssen. Es darf insofern angenommen werden, dass diese versprachlichte Präferenz des Deutschen eher durch die Art der Fragestellung hervorgerufen ist, als dass sie tatsächlich Loris' realem Spracherleben entspricht.

> »Sicuramente è uguale, cioè mi vanno bene tutte e due. Se sono io quello che devo incominciare a parlare così nel vuoto con tutte le opzioni, forse comincio col tedesco perché è la lingua con la quale penso, spesso.« (Lo:Z21)

Im vorgängig beantworteten Fragebogen gibt Loris aber an, das Interview auf Italienisch führen zu wollen. Diese Tatsache steht im Widerspruch zu meiner Annahme, dass Deutsch Loris' präferierte Sprache ist. Meine Irritation diesbezüglich will ich direkt auflösen, weshalb ich Loris die spontane, eigentlich nicht vorgesehene Frage stelle:

> »E per questo questionario mi hai messo italiano, hai_ hai già pensato magari al fatto che si potrebbe_ si potesse trattare più delle lingue minoritarie o perché non hai messo il tedesco adesso? Ti è venuto spontaneo?« (Lo:Z22)

Das Transkript zeigt auf, dass ich mir die Antwort auf diese Frage vielmehr selbst geliefert habe, als dass ich Loris' Begründung in Erfahrung gebracht hätte.

> »Sì, sì spontaneo. [Okay, o magari perché io ti ho scritto in italiano?]. Può anche essere. Io sono_ sono_ preferisco adattarmi soprattutto. Quindi ho sempre vissuto anche la libertà con_ con_ sono in un gruppo dove la gente può scegliere come parlare, e io mi adatto. […]« (Lo:Z23)

Rückblickend wird verständlich, dass wohl unsere vorausgehenden Kontakte per Whatsapp und E-Mail auf Italienisch den Rahmen der Interviewsprache festgelegt haben. Im Gegensatz zu Loris habe ich meine Kindheit und Jugend in Chur und nicht im Puschlav verbracht. Die Tatsache, dass wir ein Aufwachsen mit denselben Sprachen und dem im Hintergrund schlummernden Puschlaver Dialekt teilen, hat auf mich als Forschende eingewirkt und damit auch den Verlauf und die Auswertung des Interviews beeinflusst.

https://doi.org/10.14361/9783839475379-013 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY-SA